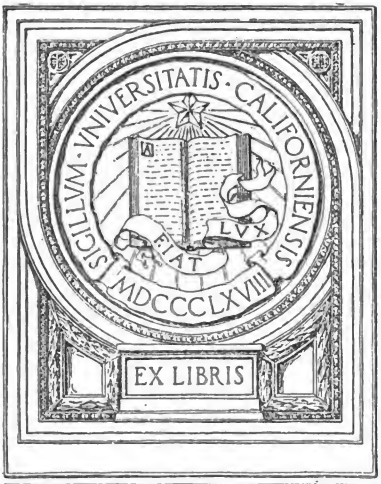
UC-NRLF
$B 29 253


SIGILLVM · VNIVERSITATIS · CALIFORNIENSIS
MDCCCLXVIII
LVX
FIAT
EX LIBRIS

915.3
B63
v.4

UNIV. OF
CALIFORNIA

UNIV. OF
CALIFORNIA

Digitized by Google

UNIV. OF
CALIFORNIA

Das Byron-Geheimnis

von

Carl Bleibtreu

1912

Georg Müller Verlag München und Leipzig

Copyright 1912 by Georg Müller in München

Geleitwort

483885

UNIV. OF CALIFORNIA

„Der Baum der Erkenntnis ist nicht der des Lebens" (Manfred). Ja, aber des Genies, das nur eine Frucht der Erkenntnis.

Armer Byron! Sein zeitliches Exil im Leben erweiterte sich heut zu einer breiteren und bittereren Verbannung, nicht nur in seinem eigenen Vaterlande. Grade die Radikalen und Realisten schütteln ihn von sich ab, betrachten ihn als einen toten Mann, **vieux jeu.** In den hübschen Essays des Amerikaners Lowell „Englische Dichter" finden wir Wordsworth und Keats als die tonangebenden Poeten des neunzehnten Jahrhunderts, Byron wird so nebenher in einer Glosse als kluger Weltling abgetan, eine Art Dichterhumbug. Gab es wirklich eine Zeit, wo er als Weltstimme moderner Poesie galt, wo sogar Bismarck in Briefen an seine Frau seitenlang Byronische Verse zitiert? Heute wird diese majestätische Stimme in England geradezu niedergeheult vom launischen Kläffen einer hypermodernen dekadenten Afterkritik, die sein Genie profaniert, als sei es bloße Travestie, mit hohlem Wortgepränge einen Schein falscher und unechter Empfindung vortäuschend. Nun, daß Byron manchmal Schnitzer in seiner poetischen Grammatik aufwies, hat schon Swinburne dargelegt, dessen krampfhafte Leidenschaftspose ihn freilich am wenigsten zu dieser Nörgelei hätte einladen sollen. Doch was bedeuten Flecken in der Sonne, wenn sie soviel Schönheit ausstrahlt, was rauhe und harsche Töne, wenn ein Löwe sein Gebrüll erhebt? Wir aber werden nun enthüllen, daß seinem Weh keine sentimentale Wehleidigkeit anhaftete. Für die eingeborene Wahrhaftigkeit seiner unglücklichen Wesensart bietet unsere Enträtselung seines Lebensgeheimnisses den

abschließenden Beweis. Künstlerische Objektivität wird oft nur künstliches Spiel und löst sich nie ins Wörterbuch lebendiger Wahrheit ohne die magische Alchimie höchst persönlicher Wahrheit. Wie Robespierre sagte: „Die Wahrheit hat ergreifende schreckliche Töne, die Lüge kann sie so wenig nachahmen, wie Salmoneus die Donner Jupiters.“ Nein, dieser normännische Berserker und Skalde, Abkömmling Ralf de Buruns, der mit Wilhelm dem Eroberer bei Hastings focht, dieser Enkel gälischer Hochlandshäuptlinge mit königlichem Gordonsblut in den Adern glich keinem affektierten Bummler einer ‚Sentimentalen Reise‘, den nur eine Laune der Natur mit erstaunlichem Reichtum melodischer Zunge begabte.

Ganz mit Recht belehrten Sachkundige damals die öffentliche Meinung, Byron schreibe nie eine Zeile ohne eine Grundlage wirklichen Erlebnisses. Diese Lehre gehört zum heimlichsten Gebiet der Aesthetik: je größer der Dichter, desto größer seine Fähigkeit „durch Leid zu lernen, was er lehrt im Sang“, wie Byron selber es so bezeichnend ausdrückt. Im herzzerreißenden Aufschrei Manfreds, als der Geist der verlorenen Astarte vor ihm aufsteigt, liegt eine furchtbare Wirklichkeit. Es wäre ein seltenes Beispiel von Autosuggestion, wenn solche Ergüsse eines unverkennbar gefühlten Grams nichts wären als sozusagen eine mediumistische Materialisierung poetischer Hypnose. Denn im ganzen Umkreis literarhistorischer Analyse bemerken wir überall bei jedem Einzelfall, daß solche Magie, eigenste Herzenstöne aus bloß Eingebildetem und Erträumtem zu beschwören, keinem Sterblichen verliehen wird ohne persönlichen Anteil am Dargestellten. Man braucht nur auf Goethe zu verweisen, der deshalb auch, wenngleich auf irriger Fährte, im Manfred bestimmte Gewissensqualen des Autors erkannte.

Natürlich arbeitet Wiedergabe des Erlebten im Dichterschaffen mit mannigfaltiger Verschiedenheit und vornehmem Takt, Persönliches zu Sinnbildlichem umgestaltend, weshalb das vulgäre Fahnden nach „Modellen“ von Dichtungsper-

sönlichkeiten sich stets auf dem Holzweg befindet. Wenn z. B. Byron gestand, er habe den Korsar „sehr nach dem Leben" geschrieben, so faßte nur damaliger Unverstand der neugierlüsternen Menge es so auf, als müsse nun er selbst Korsarenfahrten durchlebt haben. Doch in solchem Geständnis Byrons eine öffentliche Dandy-Pose zu wittern, wie heutiges Unverständnis es beliebt, geht ganz fehl. Ja, wie durfte er behaupten, dort ein Selbsterlebtes illustriert zu haben? Wohl, wir erkennen hier den tiefgreifenden Unterschied der gewöhnlichen Lebensauffassung von jener Wirklichkeit, wie sie ein Künstler sieht: nie als Photographie. Selbst in autobiographischen Werken wird der Poet nie ganz seine Kleider ausziehen und sich nackt zeigen. Deshalb nennt Goethe tiefsinnig seine Lebensbeschreibung „Wahrheit und Dichtung". Byron meinte das innere Erlebnis, das sich ihm in der Korsarenfabel ausdrückte, und den Grund hierfür werden wir noch sehen.

Der Fall, den wir behandeln, mischt sich so mit psychologischen Feinheiten, daß wir uns nicht wundern, dieselben scheinbaren Widersprüche wie in Byrons eigenem Verhalten auch noch heute wirksam zu finden. Stets erwarteten wir Besonderes von Hobhouses (Lord Broughtons) Memoiren, die erst 1900 veröffentlicht werden sollten, so lange nach dem Tode des Verfassers. Wozu diese äußerste Vorsicht? Fürchtete er Folgen und Verantwortlichkeit für Enthüllungen, die, nach seinem eigenen wiederholten Ausspruch bei Lebzeiten, sicher nicht das Andenken seines Byron ernstlich beflecken würden? Also nahm er Rücksicht auf andere. Doch seltsam, nicht einmal 1900 kamen die in anderen Dingen recht interessanten Memoiren heraus, erst 1909 entschloß man sich dazu. Sie erschienen und — „gaben kein Zeichen". Alle Welt hatte Neues über Byron erwartet, als dessen Intimus doch Hobhouse allein seinen Namen verewigte. Doch nichts von irgendwelchem Belang steht darin. Was bedeutet das? Hat der Herausgeber alles Gefährliche ausgemerzt oder vertraute Hob-

houſe ſeine Kenntnis ſelbſt in ſeinen Memoiren nicht der Oeffentlichkeit an? Oder beſaß er wider alles Erwarten keine geheime Kunde? Das ſcheint beinahe unmöglich und das ewige Verſchieben der Herausgabe macht einen verdächtigen Eindruck. Spielen aber gefliſſentliche Ausmerzung oder gewolltes Schweigen mit, ſo muß das über Byrons Ehetrennung zu Enthüllende von ſo gefährlicher Natur geweſen ſein, daß er es einerſeits auch ſo lange nach Lady Byrons Tod nicht verraten wollte, es andererſeits auch für Byrons Andenken nicht nützlich erachtete. Darüber läßt ſich ſtreiten, unſere Anſicht führt zu anderer moraliſcher Erwägung und wir ſind nicht verpflichtet, irgendwelche gleichgültige Intereſſen zu ſchonen, wenn die Wahrheit über eines großen Menſchen Leben auf dem Spiele ſteht. Dies um ſo mehr, als ſich neuerdings wieder vorlaute Sinnfälſchungen hervorwagten, die jener alten Inzeſtmythe eine Unterlage geben möchten. Noch ärger: diejenige Seite, auf die wir gewiß Rückſicht nehmen würden, hat ſich dies ſelbſt verſcherzt. Nicht nur hörten wir, daß ein Nachkomme Byrons ſich in Nizza einmal kurz äußerte: „Well, he was a fine beast", mit vielſagendem Blick abbrechend, natürlich mit dem Zaunpfahl winkend. Sondern Byrons Enkel, der als alter Herr verſtorbene zweite Earl of Lovelace, ſchwang ſich zu einer Art Roman unter dem Titel „Aſtarte" auf, worin er deutlichſt zu verſtehen gab, daß Byron und ſeine Stiefſchweſter wirklich Inzeſt miteinander trieben. Das erregte damals viel Unwillen ſelbſt bei ſolchen, die nicht abgeneigt, daran zu glauben. Liegt hier bei gehäſſigem Schleudern vergifteter Geſchoſſe die moralinſaure Kleinlichkeit eines ariſtokratiſchen Spießbürgers vor, der lieber ſein eigenes Neſt der Familienehre beſchmutzt, als daß er ſich verkneifen kann, einem Genius ſeine Philiſterelle anzulegen? Begriff der gute Earl nicht, daß ſein Name nur in einer Randgloſſe der Literaturgeſchichte als Byrons hinterlaſſener Verwandter einige Daſeinsbedeutung gewinnt, daß Byron, wäre er der ärgſte Unhold, immer noch den unſterblichen

Ruhm des britischen Hochadels bilden würde? Die so denken, täuschen sich. Der Earl war ein gebildeter Mann, entschloß sich also zu so gewagtem Schritte offenbar aus besonderen geheimen Beweggründen. Wir glauben diese zu kennen. Fühlte er sich gezwungen, nochmals durch die Inzest-Fabel jede weitere Nachforschung zu unterbinden? Nach unserer Kenntnis der Tatsachen aber fragen wir: ist wahrscheinlich, daß Lovelace nichts von gewissen Dingen wußte?

Nachdem er selbst einst, damals Lord Wentworth, g e g e n die Inzestfabel so scharf Stellung nahm und ausdrücklich bezeugte, weder gäben Lady Byrons schriftliche und mündliche Aussagen dazu Anlaß, noch habe ihr Entschluß zur Trennung irgendwas damit zu schaffen gehabt? Hat der Earl Lovelace also wider besseres Wissen seine perfide Anklage gegen seinen glorreichen Großvater geschleudert, so begreifen wir ja den Grund nur zu wohl, wie sich später zeigen wird. Aber er hat dann eine so unehrenhafte Handlung verübt, daß wir uns jeder Rücksicht entbunden fühlen. Und selbst wenn er — uns unbegreiflich — wirklich aus eigener Ueberzeugung sich dazu hinreißen ließ, so gehört auch dann eine seltene Leichtsinnigkeit — wir wollen nicht sagen Roheit — der Gesinnung dazu, rücksichtslos das Gewicht seines Namens und seiner Verwandtschaft dieser Besudelung eines Unsterblichen zu leihen. In jedem Fall dürfen wir daraufhin jedes Bedenken fahren lassen. Lovelace hat als einziges karges Beweismittel einen angeblichen Brief Byrons von 1819 an seine Schwester, der sich als Liebesbrief brandmarken soll und die Anspielung enthält: „Francesca und Paolo von Rimini, deren Fall dem unserigen bedeutend hintansteht". Ferner liegen ein paar sonderbare Briefe Lady Byrons vor, worin Mrs. Leigh mit Duldung und Schonung behandelt wird, ohne daß sie rundweg deren angebliche Schuld ableugnet. Letzteres versagt im Licht unserer eigenen Untersuchung, da Lady Byron notwendigerweise nie mit der Sprache herausrückte, es in ihrem Interesse fand, zweideutig zu munkeln ohne klares Ja und Nein.

Byrons eigener Brief aber, falls es sich dabei nicht um dreiste Fälschung handelt, braucht keineswegs den Sinn zu ergeben, den man hineinlegt. „Gebt mir eine Zeile von jemandes Hand und ich will ihn darauf hängen lassen," sagte der weltkluge Talleyrand. Wer mit vorgefaßter Meinung ein unklares Schriftstück liest, entnimmt daraus eben, was ihm paßt. Selbstverständlich konnte Byron sich nicht enthalten, das einzige, ihm am nächsten stehende, noch lebende Wesen, das ihm unverbrüchliche Treue bewahrte, nicht anders als in zärtlichsten Ausdrücken anzureden. Hat er das in den Gedichten „An Augusta" etwa nicht getan? „Meine Schwester, meine süße Schwester! Wenn ein Name reiner und teurer sein könnte, würde er zu dir passen!" „Das Wrack meiner Vergangenheit . . lehrt mich, daß, was ich am meisten schätzte, es verdiente, mir am teuersten zu sein." „Ein Quell in der Wüste springt auf, ein Baum in der Wildnis erblüht, ein Vogel der Einsamkeit singt noch und von dir nur spricht sein Gemüt." Nur ein verderbtes Gehirn kann aus diesen Aeußerungen reinster Zuneigung und unvergänglicher Dankbarkeit etwas Unerlaubtes herauslesen! Zumal wenn man die besonderen Lebensbeziehungen erwägt, die diese unglücklichen Halbgeschwister aneinanderschlossen. Die Wendungen des Briefes aber sagen nichts anderes und die ironische Anspielung auf Paolo und Francesca soll die Arme aufheitern, daß sie so gleichsam unsterblich mit ihm verknüpft sei, daß eben das durch die Verleumdung äußerlich geschaffene Verhältnis an Abenteuerlichkeit die berühmteste Inzestfabel der Weltliteratur übertreffe!

Umgekehrt müssen wir Edgecombes anderweitigen Erklärungsversuch („Byron, die letzte Phase" 1909) beiseiteschieben. Danach hätte der Brief gar nicht Augusta gegolten, sondern Byrons Jugendliebe Mrs. Musters (Mary Chaworth), mit der er in Ehebruch gestanden und das der Leighschen Adoption untergeschobene ominöse Kind Medora Leigh gezeugt habe. Daß Augusta durch pekuniäre Berechnung dazu

getrieben worden sei, weil Byron dafür sein Vermögen an die Familie Leigh vermachen sollte, stimmt nicht zu Byrons steter Betonung ihrer Selbstlosigkeit, verrät auch naive Auffassung juristischer Möglichkeit solcher Schiebung. Wird es nicht schon dadurch hinfällig, daß eben Byron keineswegs diese Verpflichtung einlöste, vielmehr schon bei Lebzeiten wiederholt darauf Gewicht legte, er spare an seiner Person, um seiner „legitimen" Tochter Adah recht viel Erbgut zuzuwenden? Von einem Legat an die Leighs war nicht mehr die Rede. Daß er es aber ursprünglich ins Auge faßte, nämlich vor der Ehe, bestätigt scheinbar, daß er sich für ein „Kind" der Leighs besonders interessierte. Nun würde ferner das intime Verhältnis, das zwischen Lady Byron und Augusta fortdauerte, dann erst recht unverständlich, wie überhaupt das Benehmen aller beteiligten Personen. Denn wenn es sich um ganz gewöhnlichen Ehebruch handelte, so lag nicht der geringste Grund vor, auf beiden Seiten ein so tödliches Schweigen zu beobachten. Derlei Eheirrungen waren im damaligen Highlife etwas Alltägliches. Hier drohte keine Spur von Tragödie, denn Mrs. Musters, von ihrem Gatten vernachlässigt und in chronischer Trunkenheit oft mißhandelt, hatte selbst Gründe zur Scheidung und nichts konnte Byron hindern, sie nach seiner Scheidung zu heiraten und diesen höchst verzeihlichen romantischen Liebesgrund (alle Welt kannte Byrons Jugendliebe) bekanntzugeben. Ebenso besaßen weder Lady Byron noch Augusta dann irgendwelche Ursache, sich in Schweigen zu hüllen und ein unbegreifliches Spiel zu treiben, das notwendig Byron und Augusta so sehr schaden mußte. Mag Augustas aufopfernde Schwesterliebe noch so groß gewesen sein, solchen wahnsinnigen Heldenmut wird ihr wohl kein Vernünftiger zutrauen, daß sie sich zeitlebens und über den Tod hinaus mit einem nach englischen und fraulichen konventionellen Begriffen unauslöschlichen Schimpf behaften ließ, bloß um eine ungefährliche Liebesintrige des Bruders zu decken. Nein, dazu können nur viel ernstere

Gründe sie bewogen haben, eine schwere Gefahr, die dem Bruder drohte. Die volle Unmöglichkeit der Edgecombeschen Theorie entpuppt sich aber darin, daß Byron unmittelbar nach der Scheidung in Genf den „Traum" schrieb, wo er in durchsichtiger Verhüllung seine unglückliche unerfüllte Liebe zu Mary Chaworth mit offenbarster Wahrhaftigkeit beklagt. Aus dem Inhalt geht hervor, daß schon damals Mrs. Musters sich in Geistesstörung befand, wahrscheinlich hervorgerufen durch Verzweiflung über ihre eigene unglückliche Ehe und ihr einstiges Verschmähen des „lahmen Jungen", an dessen ungeahnte Größe sich jetzt ihre Phantasie klammert. Und wie reimt sich zu dem allem die verbürgte Tatsache, daß Byron zwei Annäherungsversuche seiner einstigen Flamme höflich, aber kühl abwies? Wann sollte überhaupt sein Ehebruch mit Mrs. Musters stattgefunden haben? 1813/14, wo er mit der eifersüchtigen Lady Lamb verkehrte und sich in Miß Milbanke (Lady Byron) mehr oder minder verliebte? Dies wäre der einzige denkbare Zeitpunkt, aber weder in Byrons Tagebuch, noch in Briefen und mündlichen Aeußerungen findet sich auch nur der leiseste Fingerzeig für solch einschneidendes Erlebnis, noch irgendwelche Beziehung darauf in seinen Werken, sondern nur das Gegenzeugnis des „Traum". Wer Byrons fast krankhafte Aufrichtigkeit kennt, seine Sucht, mit dem Feuer zu spielen, kann daher über Edgecombes wohlgemeinte „Rettung" Byrons vor dem Inzest-Verdacht nur lächeln.

Doch der Vorgang beweist aufs neue, wie dies Rätsel immer erneut alle Köpfe verwirrt und die kindlichsten Theorien später gesponnen werden, um das Dunkel zu lichten. (Hierzu gehört auch die später zu erörternde Jeaffresonsche, nachher von E. Engel entlehnte, Clairemontfabel.) Das ist insofern wertvoll für unsern Zweck, als noch jedermann, der sich eindringlich und unbefangen mit der Streitfrage beschäftigte, die auf purer Unkenntnis beruhende Voreingenommenheit gegen Lady Byrons angebliche „Monomanie" abstrei-

fend, zur ungeblendeten Erkenntnis kam: es müsse etwas Ernsteres zugrunde liegen, als bisher vorgeschützt. Selbstredend würde die Inzestfabel, an die niemand mehr glaubte, bis sie durch Lovelaces unverfrorene Wiederaufwärmung erneut auf Unbelehrbare Einfluß übte und behält, weit triftiger sich zu Lady Byrons Entschluß reimen als Edgecombes haltlose Behauptung. Denn 1) besteht zwingender Wahrscheinlichkeitsbeweis, daß Byron überhaupt nie mit Mrs. Musters ein Verhältnis hatte, 2) könnte das nur *vor* der Ehe geschehen sein und dies ging Lady Byron um so weniger an, als sie, wie alle Welt, ja fälschlich frühere Donjuanerie bei Byron voraussetzte. Auch hätte die wirkliche Lady Byron, die Aufgeklärte, Hochgebildete, Vorurteilslose, nicht die alberne Gans der Legende — an *dieser* Liaison am wenigsten Anstoß genommen, da Byrons Jugendliebe für Mary Chaworth ein romantischer Nimbus umgab und als Entschuldigungsgrund obendrein deren eigene unglückliche Ehe vorlag. Bei den damaligen sittlichen Zuständen des Highlife hätte fast jedes Paar wegen Untreue geschieden werden müssen, und wenn Lady Byron selbst rigoroseren Maßstab anlegte, so wußte sie doch z. B. genau, daß ihre eigene Kusine Lady Lamb 1813 Byron mit ihrer ehebrecherischen Leidenschaft verfolgte. Ebenso wußte sie aber, daß Byron der Lamb längst den Laufpaß gab, und eine so kluge Frau erkannte längst, daß Byron nie zur Donjuanerie neigte und sich den Weibern gegenüber eher erotisch ablehnend verhielt, wie denn seine vornehmen Freundinnen ihn bezeichnenderweise „Schwester Byron" nannten. Und endlich, wie wir sehen werden, wußte sie, daß Byron sie liebte und allem Ermessen nach ein exemplarischer Ehemann war. 3) Aber sogar die innere und äußere Unmöglichkeit angenommen, das angebliche Verhältnis habe noch während der Ehe lose und locker bestanden, was hinderte denn die Gattin, dies als Grund zu bekennen? In den Scheidungsakten steht aber keine Silbe von „Untreue". Und wenn ihre lebenslange Intimität mit der angeblich schuldigen

Schwägerin schon ausreichend die Inzestfabel entkräftet, da man sonst Lady Byron für ein Ungeheuer von Falschheit halten müßte — was denn auch Unwissende später taten, von allen Tatsachen ihres durchaus vornehmen und edlen Lebens Lügen gestraft —, so wäre anderseits diese dauernde Freundschaft unbegreiflich, wenn Mrs. Leigh sich an ihr durch täuschende Deckung jener Liaison und des angeblich daraus entsprungenen Kindes vergangen hätte. Frauen kritisieren ihr eigenes Geschlecht stets härter als den Mann und die entschieden ungewöhnliche Lady Byron hatte sonst gar keine Anziehungspunkte mit der geistig mittelmäßigen Schwägerin gemein. Welchen Grund hätte also ihre dann berechtigte Animosität zur Schonung und nun gar zu unerschütterlicher Lebensgemeinschaft gehabt? Und wenn Mrs. Musters notorisch zur Zeit der Ehetrennung schon in Irrsinn verfiel, so pflegt man auf arme Irre nicht mehr eifersüchtig zu sein und verzeihende Aussöhnung geboten dann die Umstände. Welche Mutter, die eben erst ein Kind gebar, wird dessen und die eigene gesellschaftliche Existenz als „geschiedene Frau" dauernd trüben wegen einer durch besondere Umstände entschuldbaren Leidenschaftwirrung, deren Objekt schon durch ein „Strafgericht des Himmels" (Irrsinn) beseitigt? Und da also jede Schonung der unglücklichen Mrs. Musters jetzt unnötig, solchen Edelsinn der angeblich erbarmungslosen Gattin vorausgesetzt, wie will man ihr Schweigen, und nun gar ein lebenslanges, erklären?!

Doch wir sehen ja oben, daß ohnehin das ganze Märchen in sich zusammenfällt. Auch durch einfache Erwägung, daß das keineswegs sichere Datum von Medoras Geburt wahrlich nicht, *wenn* sie, untergeschoben, genau fixiert werden könnte. Ist sie aber wirklich 1814 geboren, warum sollte ihr Taufname nicht beliebig auf Onkel Byrons Wunsch gewählt, sie ganz legitim ehelich erzeugt sein? Daß eine Nichte dem Onkel gleicht, ist häufiges Naturspiel. Auch genügt Mackays alleiniges Zeugnis nicht (vgl. S. 89) und Lady

B. könnte absichtlich oder unabsichtlich gelogen haben. B. redet von der Schwester „Kindern" stets im Plural, sein Interesse läßt sich als einfache Bruderliebe erklären. Wir schalten also die Medorafrage an und für sich aus—trotz späterer zweifelnder Erörterung —, da sie möglichenfalls nur zur Verwirrung dient. *)

Da aber nun auch logische Widerlegung der Inzestfabel leicht fällt, und dennoch ebenso logisch etwas sehr Ernstes und Tragisches das Lebensgeheimnis Byrons als Spiralfeder seiner seelischen Entwicklung bildete, was kann es dann gewesen sein? Nun wohl, Rider Haggards berühmte Romanentitel können hier als Motto gelten: „Sie" und „Die Rückkehr von Ihr" (The Return of She)!

*) Stößt man nicht auf neue Unheimlichkeit, daß bei Lebzeiten von Byrons Schwiegersohn, Lovelace dem ersten (uralt 1893 gest.), sein Sohn Lovelace der zweite sich nur gegen die Inzestfabel äußerte, erst kurz vor eigenem Tode seinen Astartestreich wagte und ihm sofort 1907 nachstarb, als könne er solch moralischen Selbstmord der Familienschändung nicht überleben? Gehorchte er zwingendem Motiv, dies Odium auf sich zu laden? Welcher Outsider erbt nun das wundersame Archiv, auf das er sich 1869 und 1905 bei Ableugnung und Bejahung gleich kräftig berief?

Byrons Poesie- und Charaktergeheimnis

Hermann Türk und Emil Mauerhof erläutern in ihren Hamletstudien, daß Lord Hamlet mit all seinen Bitterkeiten und Gewaltsamkeiten dennoch das Urbild des genialen Idealisten bleibt. Dieser Lord, was ja „Herr" bedeutet, dieser Herren- und Adelsmensch hat sich in Byron zur schaffenden Tat erhoben. Diesem größeren Hamlet ist der Rest nicht Schweigen, sondern Reden zu „Zeit und Ewigkeit", wie sein sterbender Lord Falieri prophezeit. Aber wie Hamlet sein Weltschmerz-Geheimnis mit ins Grab nimmt, so auch der große Weltschmerzsänger. Sein Geheimnis ist ein doppeltes und jedes wird nur aus dem andern verständlich. Sein höheres Geheimnis ist die Geburt des Uebermenschen aus einem Dilettanten und Globetrotter. Heute, wo in vergesellschafteter Kleinkrämerei oder erkünstelter, nachgeäffter Märchenkinderei ihrer versunkenen Glocke das Große versank, wo naive Fin-de-siècle-Dekadenten, Gecken angeblicher Ueberreife, über das Heroische ihr Näschen rümpfen, muß freilich den sogenannten Goethereifen gepredigt werden: Werdet erst wieder byronreif! Aber die Glocke Vinetas tönt weiter und wir haben „des Geläutes acht, das aus dem Grunde dumpf ertönt". Der Napoleon der Poesie, der „Herold der Weltliteratur", wie Goethe ihn taufte, der Herold des Freiheitsgedankens, als welcher Byron über die Erde schritt, bietet natürlich kein Vorbild für Massennivellierung. Dieser Hocharistokrat kann stets nur ein Liebling geistiger Aristokraten bleiben. Aber es wird endlich Zeit, über ihn die volle Wahrheit zu sagen und dem Unfug unwissender Verkleinerer ein Ende zu machen. Wir werden daher seine Geheimnisse nach jeder Richtung ans Licht ziehen. Unser erster Abschnitt wird klarlegen

sein ununterbrochenes Wachstum, die originelle Fortentwickelungsfähigkeit, die wir als das eigentliche Merkmal des Genies im Gegensatz zum einseitig stehenbleibenden Talent erachten, das Wachsen ins Universale. Nicht Korsaren-Schauerlichkeiten, die man über ihn munkelte, sondern die unbegreifliche Schicksalsfügung, daß ein Genie vom höchsten Range anfangs als parfümierter Lordsjüngling in Salons schwarmgeisterte, daß ein wahrer Menschheitsheld, schlicht und natürlich wie alles Große, sich aus einem poserenden Abenteurer Ruck für Ruck herausschälte — das ist Byrons erstes und tiefstes Geheimnis. Aber daß wirklich Leid und Schuld ihn zur dichterischen Entdeckung des Weltschmerzes brachten, was heute allgemein geleugnet wird, das ist das zweite Geheimnis. — „Amerikanischer Republikanismus, deutsche Freidenkerei, französische Umsturzlust, alles schien in diesem einen Geiste vereint. Nach der Unterdrückung der Revolutionen trat der Sohn der Phantasie vor die Bresche," urteilte Gervinus sehr treffend. Byron löste Napoleon in allen für Heroenverehrung empfänglichen Seelen ab, das Ideal der Zeit. Shelley hatte die Ideen der französischen Revolution verklärt und gereinigt weiterführen wollen. Doch dazu gehörte ein stärkeres Ich, eine titanische Individualität, die sich im Allgefühl nie selbst verlor. In Keats' „Hyperion" wird ein junger Meeresgott prophezeit, Apollo, der morgenhelle, junge Gott Apollo. Diese Weissagung ward erfüllt, als ein jugendlicher Lordsbummler mit nonchalanten Dilettantengebärden den Gipfel des Parnaß bestieg. Er hatte noch einen andern Vorläufer gehabt, dieser hochmütige Lord, in dem sich plötzlich der angelsächsische Radikalismus realistisch meldete. In die klirrenden Tortenpfannen und schnalzenden Küsse von Burns' Lustigen Bettlern dröhnten wie ein fernes Horn von Uri Anmarschsignale der Revolution herein. Dieser rustikale Rousseau wünschte ein „vigourous savage" zu werden, ihm „kam nie in den Sinn, Dichter zu werden, bis ich mich verliebte, und dann wurde das Lied mir unmittelbare Herzens-

sprache", in ihm „rasten Leidenschaften wie Teufel, bis sie sich in Versen Luft machten", nichts als „Stolz und Leidenschaft" wollte er sein. Sein hoher Nachfahre wird es deutlicher ausdrücken: „Poesie ist nur Leidenschaft und war es stets, bis sie eine Modesache wurde" (Don Juan). Jener verlorene Posten, jenes **Enfant perdu**, schritt als Tagelöhner hinter seinem Pfluge und pflegte mühsam in sich die Keime einer ästhetischen Opposition gegen alles Gekünstelte und Schwülstige. Jetzt aber entpuppte sich dieselbe geistige Elementarerscheinung in glänzender Hülle, in einem Lord altnormännischer Herkunft, Erben aller Feudaltraditionen. Die Sphinx der politischen Revolution hatte in Bonaparte ihren zeitweiligen Oedipus gefunden, in Byron aber lebte sie fort und auch auf ihn paßte das Wort: „Das ist der Jakobinismus ganz und gar konzentriert in einem Menschen." Was ist Burns' „Vision", wo ihm der Freiheitsgenius in Abteiruinen erscheint, neben den Visionen des Lords der Newstead-Abtei? Wo der prächtige Komet seine Bahn zog, hinterließ er unvergängliche Flammenspur.

Sein Leben scheint so eng mit seiner Poesie verflochten, daß man früher sich mehr mit biographischem als ästhetischem Apparat an ihn heranwagte. Ueber zwei Märchenprinzen wie Bonaparte und Byron scheinen aber schon Jahrhunderte dahingegangen, die Poesie der Abenteuerlichkeit verblaßte. Die angeblichen Hauptereignisse in Byrons Laufbahn sind zu wohlbekannt, als daß wir oft Erzähltes wiederholen sollten, um so mehr wir das wirkliche Geheimnis seines Lebens ausführlich enthüllen werden. Im übrigen genügt zu wissen, daß er die männlichen Tugenden des Mutes und der Energie in allen nur denkbaren Formen und Graden besaß, dazu ein beispiellos reges Mitleidsgefühl und unzerstörbares Wohlwollen. Daß er deshalb von seinen Mitmenschen und auch heut noch von der Nachwelt bitter gehaßt und verlästert wurde, ist ja ganz in der Ordnung. Neben Napoleons klassischem Hohnschrei von Fontainebleau: „Wenn man mir vorwarf,

daß ich die Menſchen verachte, wird man jetzt wohl geſtehen, daß ich einigen Grund dazu hatte", ſteht Byrons noch giftigerer Spott: „Daß Coleridge, dem ich Gutes tat, mich verabſcheut und verleumdet, iſt ſehr natürlich, aber daß Southey mich ſo verfolgt, begreife ich nicht, da ich ihm doch nie Wohltaten erwies." Sir Egerton Brydges äußert in ſeinen trefflichen Byronſtudien: „Wer nicht ſowohl die erhabene Tugend als die gigantiſche Macht dieſes Genius bewundert, zeigt nur die Erbärmlichkeit ſeines Gemüts und Intellekts." Doch wir möchten mit Scarron fragen: „Cette sentence est vrai et belle, mais dans l'enfer de quoi sert-elle?" Wenn ſo mancher kritiſche Maulwurf literariſche Maulwurfshügel für Alpen anſieht, warum ſollten Maulwürfe dann die Alpenſpitze erkennen? Der kühlſte Skeptiker jenes genialen Zeitalters, Stendhal, hat neben Napoleon nur Byron vollwichtig gefunden, deſſen Geſicht er in einem berühmten Satze als höchſte Verkörperung des Begriffs Genie und deſſen Unterhaltung, wenn „Se. Lordſchaft ſich dazu herabließ, die Maske des Engländers und Ariſtokraten fallen zu laſſen", er als die glänzendſte preiſt, deren ſein verwöhnter Geſchmack je teilhaftig wurde. Stendhals kritiſche Einwände, daß Byron, den er doch nur ganz oberflächlich und vorübergehend kannte, oft affektiert und dandyartig erſchienen ſei, ſtehen aber in vollem Widerſpruch zu vielen andern Zeugniſſen, die umgekehrt ſeine grenzenlos ungenierte Jovialität und gutmütige Beſcheidenheit betonen. Man habe ſich förmlich gewaltſam erinnern müſſen, daß dieſer urgemütliche Harmloſe ein Gewaltiger ſei!

Noch ſeine letzten Worte atmen Selbſtloſigkeit: „Armes Griechenland! Meine armen Diener!" Wohl war er maßlos auch im Haß, wie in der Hingebung, doch was haßte er denn? Das Schlechte und Gemeine. Immer zum Kampf bereit, kämpfte er immerzu, heut mit der ganzen Welt, morgen mit ſich ſelber. So lebte, ſo endete dieſer ſehr unglückliche, dieſer ſehr große Mann. Die Natur war nicht der Meinung

heutigen ästhetischen Philistertums; sie gab beim Scheiden dieses auserwählten Kindes ein Zeichen, unter furchtbarem Orkangewitter, wie bei Cromwells und Napoleons Tod, fuhr Childe Harold gen Himmel, im feurigen Wagen ruhmvollen Opfertods. Auf dem Deck einer britischen Fregatte schlief für immer die Leiche des Pilgrims, der im Muschelhute der Melancholie und mit des Genius beschwingten Sandalen die Erde durchwandelte. Der Sturm des Schicksals, der wildmelodisch ihre Saiten rührte, zerriß die Harfe, der ein Zorn- und Wehgeschrei der großen Weltdisharmonie entquoll, wie die Menschheit ihn nie gehört. Von Missolunghi heim nach Newstead Abbey — von wo er ausging, dorthin ist er zurückgekehrt.

Wohl lag eine gewisse Starrheit in diesem Genius, die sich selbst beschränkte, ein Mangel an Biegsamkeit. Während Goethe als Universalmensch alle verzweigten Lebensquellen auf sich zu leiten und sein Wesen durchströmen lassen wollte, krampfte sich Byron als Individualmensch mit gleicher Energie in sich zusammen, und gerann gleichsam zu einem Eisblock. Allein, was er so an Ausdehnung einbüßte, gewann er zurück durch Kräftesammlung auf einen Punkt. Dieser Punkt war er selbst, sein übermächtiges Ich, das erst im Widerstand gegen alles Bestehende, sich selbst eine Welt, seine Unerschöpflichkeit und kampfgeübt behende herkulische Muskulatur entfaltet und das Weltleid mit ungestümer Inbrunst umarmt. Gleicht dies Dichtertum anfangs einer harten Düne, trostlos öde, wenn die Wogen der Leidenschaft ebben, furchtbar prächtig, wenn die Brandung mit leuchtendem Schaum und Donnermelodie sie überflutet, so fuhr er selbst zuletzt in die offene See, aufs hohe Meer hinaus, das uns in brüllenden Orkanen und warmem Sonnenschein mit immer gleicher gefühlloser Kälte unheimlicher Schönheit wiegt, als Wrack umherschleudert oder an dem Busen Haidees bettet. Der Abkömmling der Wikinger, der Urenkel Ralf de Buruns, kreuzt als wilder Seekönig

durch den Ozean des Daſeins von Küſte zu Küſte, wie Odin berauſcht vom Met der Poeſie aus Sagas goldenem Horn. Das iſt ſeine Hochzeitreiſe mit der Walküre Wahrheit. Auf dieſer letzten Wikingerfahrt verbrennt er endlich nach Seekönigsbrauch ſich ſelbſt und ſein ſchmuckes, pfeilbeſpicktes Drachenſchiff im Feuerwerk des dichteriſchen Realismus. Doch wehe dem, der dieſer ſeltſamen Luſtjacht den Weg verſperren wollte! Sicher in den Grund gebohrt, geentert, gekapert! Es iſt nicht Shakeſpeares Schuld, wenn er neben Hamlet auch Yorik, neben dem Schauſpieler, der über Hekuba weint, den Totengräber ſieht, der mit froſtig hausbackenen Späßen Ophelias jungfräuliche Lieblichkeit in modrige Erde zu Yoriks ſtinkendem Schädel bettet. Und es iſt nicht Byrons Schuld, wenn in ſeinem ſpiegelklaren Rieſenfluß, ſo breit wie der Amazonenſtrom in ſeiner Mündung, ſo daß man das Meer ſelber zu erblicken glaubt, jeder Gedanke und jedes Gefühl wie Blaſen unaufhörlich emportauchen, um in eiſig lauernder Tiefe zu verſchwinden. Die vier großen Menſchheitsdichter, nämlich Shakeſpeare, Byron, Goethe und der Nibelungendichter, wollen jeder einzeln gewürdigt werden, und nur wer ſie alle vier begriff, verſteht das „Poetiſche", die feinſte Eſſenz des Geiſtes, das Abbild der ſchöpferiſchen Natur. Für den modernen Menſchen aber iſt nicht Goethe, ſondern Byron modern mit ſeinem Hohelied der Revolution. Seine Donner, die über Europa hinrollten, ſind keine Phantaſiebeluſtigung. Nie, ſolange die Erde ſteht, vernahm man ſolche Eruption des Écrasez l'infâme, geiſtige Wiederholung des Terreur, drachenblutgetränkte Strahlenpfeile vom ſilbernen Apollobogen auf alles Nachtgezücht verſendend.

. . In ſeinen Jugendwerken ſpaziert der Uebermenſch noch durch die Salons wie in einem ſchwarzen Domino, hinter ſeinen Räubergeſchichten aus dem Orient verſteckt. Doch er war wirklich zu Hauſe in den Ruinen der Vergangenheit, wie in den Ruinen zerſtörter Seelen. Reaktionäres Flüchten in

erträumtes Mittelalter verkehrt sich bei ihm zu Fluchten in die Zukunft. Der Romantik borgt er nur äußerliche Zutaten ab. Sein eigenes Lordsleben ist romantisch, nicht sein Geist, weit seiner Zeit voraus.

Scotts „Marmion" begleitet eine entführte Nonne in Pagenkleidung, grade wie Byrons Lara ein Page folgt, dessen wahres Geschlecht sich erst im Tode enthüllt. Nun wohl, bei Scott romantische Erfindung, bei Byron persönliches Erlebnis. Dem Milieu der Revolutions- und Napoleonszeit entsprach Anbetung der Kraft und es ist kein Zufall, daß ein Adjutant Soults, desertiert, Seeräuber in Westindien wurde, woraus möglichenfalls der byronische „Korsar" sich ableitet. Aber bei Byrons Selbsterlebtheit tritt der bloße physische Trotz zurück vor dem spirituellen Stolze. Kalt lächelnd weist Lara, während Scotts Marmion als bornierter Feudalritter fällt, Kreuz und Sakrament zurück, als er im Kampf für das Volk gegen seine Standesgenossen endet. Selbst den Boten einer andern Welt trotzt er, wie später sein größerer Bruder Manfred, mit furchtlosem Gladiatorblick. Nun, auch diese Geistererscheinung im Laraschloß am Larastrom, das so deutlich Byrons eigenes Newstead Abbey und den Newstead-See widerspiegelt, hat ihren Keim in einem düstern Traumgesicht, das Byrons geheimes Tagebuch verzeichnet. Marmion und sein Liebchen zittern vor dem eigenen Gewissen, doch Lara, an dem nichts widrig und weltlich, und Hugo in „Perisina" rechten ungebeugt mit dem Begriff der Sünde und halten das Recht freier Leidenschaft aufrecht, der Hölle ins Angesicht. Alp der Renegat, der Korsar und Giaur bleiben sich selber treu.

Losgelöst vom Allzumenschlichen spricht dieser Dichter eine eigene Sprache. Er beschäftigt sich nur mit zwei großen Gegenständen: Ich und All. Die Endlichkeit ringt mit der Unendlichkeit an den Grenzen der Menschheit. Was Shakespeare individuell sich ausleben läßt, taucht hier statuarisch als Dämonie auf und spielt ein intimes Drama. Byrons natürliche

Stimmung iſt der inſpirierte Hochflug, ſeine natürliche Rede der Geſang. Die Verſe gleiten von ſeinen Lippen, wie ein Gewöhnlicher Briefe oder Tagebücher ſchreibt. „Through cloudless skies with silvery sheen full beams the moon," der Dilettant ahnt nicht, daß er ein oft zitiertes Haushaltwort ſeiner Mutterſprache findet. Der Strom ſeiner Beredſamkeit rollt in tauſend Irisfarben dahin, doch mit der Woge der Empfindung tauchen unaufhörlich Gedanken wie Goldkörner auf. Sie münzten ſich im Schmelztiegel der Leidenſchaft, auf jeder Münze ein eigentümlicher Stempel. Aber wenn der eklektiſche Epigone Geibel einmal meint, der Reim bringe Gedanken, ſo muß ſich hier umgekehrt der Vers dem Gedanken fügen. Deshalb liegt keine Täuſchung durch Schwung und Rhythmus vor, wenn man hier tiefe und außerordentliche Ideen zu erblicken glaubt. Das Monumentale des inneren Aufbaus deckt ſich dabei immer deutlicher, je weiter er ſchöpferiſch vorſchreitet, mit unerhörter Zuſammengedrängtheit der Gleichniſſe. Konziſe Gedrängtheit des Begrifflichen in neuen Wortverbindungen legt alles Gegenſtändliche in Natur und Seele bis ins Innerſte bloß, eine Reihe von Vorſtellungen wird mit blitzſchneller Anſchauung auf ein einheitliches Wortbild zuſammengepreßt. Ungeheure Anſchauungskraft, Scharfäugigkeit bis ins Herz der Dinge vermittelt die poetiſche Situation in breit hingemalten markerſchütternden Phantaſieſtücken zugleich als etwas Lebendiges, Wirkliches. Doch auch Unwirkliches ſieht ſein glühender Seherblick, auch hierfür gewinnt er beſondere Laute. Wenn man bei Shakeſpeare und Goethe manchmal Naturſtimmen zu vernehmen glaubt, ſo ſchwingt dafür Byrons Adlerflug ſich auf wie eine verklärte Lichtſeele.

Wir könnten zahlloſe Belege für obige Ausdeutung bieten, nachweiſen, wie höchſte Anſchaulichkeit ſo oft Byrons düſtern Bildern ein eminent realiſtiſches Gepräge verleiht. In dieſer Hinſicht, Verſchmelzen des Selbſtgeſchauten und Selbſterlebten mit dämoniſchem Zauber unirdiſcher Stimmung und hin-

reißendem Gedankenſchwung, ſcheint uns die lange Nachtſzene in „Belagerung von Korinth“ (mit dem Bild der leichenſchmauſenden wilden Hunde uſw.) am höchſten zu ſtehen, ſprachlich die Alpenbilder im „Manfred“. Um die innere Gediegenheit dieſer Reflexion darzutun, genügt es, einzelne rein pathetiſche Stellen in Proſa aufzulöſen.

„Dies heißt Schaffen und im Schaffen leben erhöhtes Leben, indem wir der Idee Form verleihen und ſo dies Leben, das wir ſchenken, zugleich für uns gewinnen. Was bin ich? nichts, doch nicht ſo du, Seele meines Gedankens! Mit dir durchwandele ich die Erde, unſichtbar, doch allſehend, mit dir vermiſcht und mit deiner Geburt verſchmolzen, immer noch fühlend mit dir, ob auch mein eigenes Fühlen zu Aſche zerdrückt.“ „Wir trauern, doch lächeln zuletzt, und trauern lächelnd. Der Baum, lang ehe er fällt, verdorrt, der Rumpf ſchwimmt fort, ob Maſt und Segel zerfetzt. Der Giebel ſinkt, doch modert über der Halle weiter, die Mauer bleibt ſtehen, wenn ihre windgerüttelten Zinnen dahin. Der Tag ſchleicht hin, ob Gewölk auch die Sonne verſcheucht. Und ſo bricht das Herz, doch lebt gebrochen weiter. Wie ein zerbrochener Spiegel, deſſen Glas ſich in jeder Scherbe vertauſendfacht, und tauſend Bilder des einen ſchafft, das war, das gleiche und doch immer neue, je öfter es bricht.“

„Ich lebe nicht in mir, ich werde ein Teil all deſſen, was um mich her. Mir ſind hohe Berge ein Gefühl . . . Und ſo bin ich verſenkt und dies iſt Leben . . . Wenn endlich der Geiſt frei von allem, was er haßt in dieſer Knechtsgeſtalt, fleiſchlicher Kette ledig außer jenem Seingefühl, das beglückter in Wurm und Fliege atmet, wenn Element mit Elementen ſich verwebt und Staub erſt wieder Staub iſt wie er ſoll, — werde ich dann nicht fühlen alles was ich ſchaue, minder blendend, aber wärmer? den körperloſen Gedanken, den Geiſt jedes Ortes, mit dem ich ſogar jetzt manchmal ſein unſterbliches Los teile? Sind Berge, Wellen, Lüfte nicht ein Teil von mir, wie ich von ihnen?“ „Stumm Erde und Himmel, nicht

ſchlummernd, nein, odemlos wie tiefes Gefühl und ſtumm wie tiefſtes Sinnen. Vom hohen Sternenheer bis zum eingelullten See vereint ſich alles in tiefinnerliches Sein, wo kein Strahl, kein Blatt vergeſſen wird: jedes hat ſein Teil und ahnt die Kraft, die alle ſchuf und ſchirmt. Da regt ſich der Unendlichkeit Gefühl, wenn wir einſam und drum am wenigſten allein; eine Wahrheit, die durch unſer Sein hinſchmilzt und es reinigt vom Ich. Es iſt ein Ton, die Quelle der Muſik, die ewige Harmonien hörbar macht und einen Reiz wie Cythereas Zaubergürtel ſchlingt, alle Dinge mit Schönheit bindend; es würde des Todes Geſpenſt entwaffnen, hätte er wirkliche Macht zur Vernichtung." (Harold III, 6, 32, 33, 72, 74.)

„Des Geiſtes Geſchöpfe, ſie ſind nicht von Staub, ihr innerſt Weſen iſt Unſterblichkeit. Und alſo entzünden ſie in uns ein klareres Licht und ein geliebteres Daſein. Was dem dumpfen Erdenleib das Schickſal verbeut in dieſem Stande ſterblicher Knechtſchaft, das verbannt erſt und erſetzt dann die verhaßte Alltäglichkeit — friſch begießend das Herz, deſſen Frühlingsblumen verweht, und mit neuem Grün die Oede ſchmückend." (Harold IV, 5.)

„Das Leben mag ertragen werden und des Leidens Wurzel bohrt ſich tief in feſte Herzen ein, wie die Rieſentanne in Alpenſchluchten . . . Doch immer und wieder mahnt uns ein Zeichen bezwungener Schmerzen wie Skorpionſtich, kaum ſichtbar, doch mit friſcher Bitternis getränkt. Ein Nichts bringt uns die Laſt zurück, die wir abſchütteln möchten für immer — ein Klang, eine Blume kann uns verwunden, die elektriſche Kette berührend, die uns dunkel umwindet." (21, 23.)

„Nur die Einſamkeit lehrt dich ſterben. Sie hat keiner Schmeichler leeren Troſt. Allein muß der Menſch mit ſeinem Gotte ringen. Vielleicht auch mit Dämonen, die beſſere Gedanken hemmen und ihre Beute ſuchen in melancholiſchen Buſen, deren düſteres Gewebe ſeit Geburt in Dunkel und

Schwermut tauchte, sich vorbestimmt wähnend für ein Verdammungslos, das nimmer weicht, — bis die Sonne Blut, die Erde ein Grab, das Grab eine Hölle scheint." „Was ernten wir denn von diesem unfruchtbaren Sein? Eng die Sinne, schwach die Vernunft, Wahrheit eine Perle, die nur die Tiefe liebt, und alles gewogen in der Gewohnheit falscher Schale. Des Pöbels Meinung eine Allmacht, deren Schleier die Welt mit Nacht umhüllt, bis Recht und Unrecht Zufall und der Mensch vor Furcht erbleicht, daß sein eigenes Urteil zu klar sehe und die Erde zu viel Licht bekomme durch das Verbrechen freien Denkens. Und so wühlen sie weiter in stumpfsinnigem Elend, von Geschlecht zu Geschlecht hinfaulend, stolz auf zertretene Natur." (33, 34.)

„Frühere Tage nahen mir mit Erinnerung einer Musik, doch ihr Ton ist verändert und feierlich wie das wolkige Grollen sterbenden Donners in fernem Wind. Doch könnte ich auf diesem Efeustein verkörpern mein glühendes Sinnen, Gestalten aus dem Wrack, das die Zerstörung hinter sich ließ. Aus den Planken, die an Klippen verstreut, mir ein kleines Rettungsboot zimmern, noch mal mit dem Ozean und den Stößen der Brandung zu ringen und dem endlosen Geroll, das zum einsamen Gestade stürzt, wo alles Schöne gestrandet. Doch könnt' ich auch aus den wogenmürben Trümmern noch genug sammeln für meine Notbarke, wohin sollt' ich steuern? Mir winkt keine Heimat, keine Hoffnung, kein Leben. Heult drum fort, ihr Winde! Eure Harmonie sei mir Musik und die Nacht stimme ein mit Eulenschrei, in bleichem Schein trüb über dem Nest des Nachtgevögels, das mit segelndem Fittich und grauglitzerndem Auge antwortet. An solchem Schrein was sind unsere kleinlichen Kümmernisse? Zypresse, Efeu, Unkraut und Mauerblumen, wirr verschlungen, Schutthaufen gehäuft, wo Säle ragten, zerschmetterte Bogen und Säulen, zerrüttete Gewölbe und Fresken in unterirdischer Feuchtigkeit vermodert, wo Eulen hausen, die hier Mitternacht wähnen. Sind's Tempel, Bäder, Hallen? Er-

klâre wer kann; denn alles was die Forſchung enträtſelte, iſt einzig, daß dies Mauern waren! Schau hin auf dieſen Kaiſerberg! So iſt's, wie die Großen fallen. Das iſt die Moral aller Menſchengeſchichten, die Chronik mit all ihren dicken Bänden wiederholt nur immer dieſelbe Seite und die ſteht am klarſten hier eingeſchrieben." (104—8.)

„Ach, unſere jungen Neigungen verwüſten oder bewäſſern nur eine Wüſte, darin nur düſtere Unkrautsüppigkeit gedeiht, verfault nach innen, ob auch außen verlockend, und Blumen, deren wilde Düfte nur Verderben hauchen, und Bäume, deren Aepfel Gift. Das ſind die Pflanzen, die unter ihrem Schutt aufſchießen, wenn Leidenſchaft dahinflieht über die Weltwildnis und umſonſt nach einer Himmelsfrucht ſchmachtet, die unſerm Lechzen verboten. O Liebe, du biſt kein Erdenwohner, ein unſichtbarer Seraph bauen wir auf dich, ein Glaube, deſſen Märtyrer gebrochene Herzen. Doch nimmer ſah und wird dich das nackte Auge ſchauen in deines Weſens Wirklichkeit. Der Geiſt ſchuf dich, ſo wie er den Himmel bevölkert hat mit ſeiner eigenen ſehnenden Phantaſie, und einem Gedanken lieh er Geſtalt, die nun das unerſättliche Herz geiſterhaft umſchwebt, das müde, zerriſſene. An ſeiner eigenen Schönheit krankt der Geiſt und fiebert hin zu falſcher Schöpfung. Wo ſind die Formen, die der Skulptor meißelt? In ihm allein. Beut die Natur ſo Schönes? Wo ſind die Reize und Tugenden, die wir als Knabe träumen und als Mann erſtreben? Unſerer Verzweiflung unerreichtes Paradies, das Feder und Pinſel belebt und das Blatt überwältigt, wo es neu erblühen möchte? Wer liebt, raſt . . . bis wir zu ſicher erkennen, weder Wert noch Schönheit wohnt außerhalb des Geiſtes Ideal. Doch immer bindet es den Unglückzauber und gängelt uns hin, Windsbraut erntend, wo wir Wind ſäten. Das hartnäckige Herz mit ſeiner Alchimie ſcheint ſtets dem Preiſe nah, am reichſten, wenn am meiſten betrogen. Wir welken von Jugend an, wir röcheln verſchmachtend, krank, krank, mit nie gelöſchtem Durſt, doch bis zum Rand des Ab-

grunds lockt uns stets noch irgendein Phantom. Alles zu spät und alles eitel und alles schlimm und nichts am schlimmsten, denn alle nur Meteore verschiedenen Namens und Tod der schwarze Rauch, in dem die Flamme erlischt. Dies Leben ist nur Unnatur, nicht in der Harmonie der Dinge — dies harte Los, dieser unausrottbare Sündenfleck, dieser grenzenlose, alles verdorrende Upasbaum, dessen Wurzel Erde, dessen Gezweig die Aether, die Plagen auf uns niedertauen: Krankheit, Tod, Knechtschaft, all die Uebel, die wir sehen, und schlimmer, die wir nicht sehen, doch das unheilbare Herz durchzittern mit immer neuen Krämpfen. Und dennoch, dennoch laßt uns kühnlich forschen! Es wäre feiger Verrat an der Vernunft, der Verzicht auf unser Recht zu denken — unsere letzte einzige Zuflucht. Ob auch von Geburt an die göttliche Gabe gefesselt und gefoltert wird und in Finsternis verkrüppelt erzogen, auf daß nicht Wahrheit zu hell den Geist blende, dennoch bricht ihr Strahl hindurch, denn Zeit und Kunst wird auch dem Blinden den Star stechen!" (120—127.)

So ringt sich aus den abgründigen Schwermutstiefen immer wieder eine freie furchtlose Herrlichkeit gesammelter Lebenslust empor und tobt sich in vollen Atemzügen auf den Tagebuchblättern Junker Harolds aus. Mag alles Schall und Rauch sein, Begierde wie Genuß, eins bleibt uns noch: die Lust am Kampfe, die Begeisterung für Recht und Freiheit. Zwar ist er noch fern dem liebenswürdigen Sichgehenlassen, den Karnevalstrillern des „Don Juan", der spottlustigen Verwegenheit einer sich selbst zersetzenden Skepsis, der Virtuosität einer poetischen Ausschweifung, die das Leid verlacht und deren forsche Bravoursprache selbst eine sprachliche Ausschweifung nicht scheut. Aber schon kann er in heiter-ruhigem Konversationston über sein melancholisches Schicksal plaudern: „Mein Los ist das umgekehrte meines Großvaters, des Seefahrers; er fand keine Ruhe zur See, ich nicht am Land. Wenn mein Erbteil der Stürme in andern Elementen tobte und an Klippen von Gefahren, übersehen oder unvor-

hergesehen, der Fehler war mein. Doch suche ich mein Irren nicht zu verstecken mit feiger Beschönigung. Ich arbeitete geschickt am eignen Sturze, der eigenen Leiden sorgsamer Pilot. Mein war die Schuld, mein sei ihr Lohn. Mein ganzes Leben war ein Kampf, seit dem Tage, der mir dies Sein gab, mir gab, was die Gabe schwächte: ein Schicksal oder einen Willen, der ins Wilde wanderte. Und zuzeiten fand ich das Ringen hart und dachte wohl daran, des Staubes Fesseln abzuschütteln. Doch nun möcht' ich noch eine Weile leben, bloß um zu sehen, was nächstens kommen mag. Königreiche und Weltthrone hab' ich überlebt in meinem kleinen Tag, und doch bin ich noch jung. Und wenn ich darauf schaue, dann wahrlich schmilzt dies bißchen Schaum meiner eigenen Unruhjahre, die wie Brandung dahinrollten. Etwas — nicht weiß ich was — hält noch in mir einen Geist kurzer Geduld empor. Denn nicht vergebens kaufen wir Leiden ein, selbst Leiden hat seinen Wert. Ich fühle fast zuzeiten, wie in froher Kindheit. Bäume, Blumen, Bäche, die mich erinnern an Jugendstätten, ehe mein Kopf sich Büchern opferte, kommen über mich wie einst und schmelzen mein Herz mit dankbarer Erwiderung ihres Lächelns . . Die Welt liegt vor mir, weit. Ich fordere nur von der Natur, was sie mir gern gewährt: zu baden in ihrer Sommersonne, zu ruhen in ihrem stillen Aether, ihr holdes Antlitz ohne Maske anzuschauen. Sie war mein Jugendfreund und soll nun meine Schwester sein. Und für die Zukunft, bah, die Zukunft dieser Welt mag wenig Sorge von mir verlangen. Ich hab' mich selbst schon lange ausgelebt, da ich soviel Vergangenes überlebte. Mein Leben war kein Schlummer, sondern Beute endlosen Wachens. Denn ich hatte solchen Anteil am Leben, der ein Jahrhundert hätte füllen können, ehe noch ein Viertel dessen in äußerer Zeit vorüberging. Und für den Rest, der kommen mag, bin ich gefaßt, zufrieden, selbst für die Vergangenheit nicht undankbar. Noch werde ich verhehlen, daß ich trotz allen Leids noch um mich schauen kann und Natur anbeten mit tiefem Denken." (Epi-

stel an Augusta.) So wandelt er weihevoll auf Höhen des Menschlichen. Tiefere Lebenslaute quellen aus zartester Sensitivität empor. Aber sicher treffende Augenblicksbilder, feine nervöse Aufnahme der Dinge im mikroskopischen Spiegel, genügen seiner tieferen Anschauung nicht mehr. Mit leise andeutendem Takt sucht er Sprachverleihung für Unaussprechliches, geboren aus derselben Erhabenheit, die später den Flug des Uebermenschen (Kain) durch den unermeßlichen Raum geleiten sollte. Im Widerstand gegen das Schicksal sich langsam entfaltend, beginnt dies glorreiche Ich sich selbst eine Welt zu werden. Seine Heimat ist jenseits der Außenwelt, jenseits von Gut und Böse. Sie ist nicht draußen, da sucht sie der Tor — ihm wird das Unzulängliche zum Ereignis, das Vergängliche zum Gleichnis.

Und so entstand „Der Traum". „Unser Leben ist zweifach. Schlaf hat seine eigene Welt, ein Grenzland zwischen den Dingen, Tod und Sein mißnannt. Der Schlaf hat seine eigene Welt, ein weites Reich von wilder Wirklichkeit. Und Träume in ihrem Keimen und Wachsen sie haben Odem, Tränen und Qualen und Berührung der Freude. Sie lassen eine Last auf unseres Wachens Gedanken, sie nehmen eine Wucht von unseres Wachens Mühen. Sie scheiden unser Sein. Sie werden unserer selbst ein Teil wie unserer Zeit, und schauen uns an wie Herolde der Ewigkeit. Sie ziehn vorüber wie Geister des Vergangenen. Sie haben Macht, die Tyrannei der Freude und des Leids. Sie machen uns zu dem, was wir nicht waren, was *sie* wollen. Sie erschüttern mit Visionen dessen was vorging, dem Grausen entschwundener Schatten. Sind sie Schatten? Ist die Vergangenheit nicht ganz Schatten? Was sind sie? Schöpfungen des Geistes? Der Geist kann Wirkliches erschaffen und seine eigenen Planeten bevölkern mit Wesen, lichter als sie jemals waren, und Odem leihen Gestalten, die unser Erdenfleisch lang überleben. Ich möchte mir ein Gesicht zurückrufen, das ich träumte, vielleicht im Schlaf, denn ein Gedanke, ein schlummernder

Gedanke, iſt in ſich ſelber fähig langer Jahre und ſchrumpft ein zu einer Stunde."

Dieſe Pantomime des Daſeins verquickt das Weſen und Weſenloſe. Die eigene endliche Exiſtenz wird zu einem Schattenſpiel auf der **Laterna magica** des Unendlichen. Hier umſpinnt uns ein Unbeſchreibliches, hier iſt's getan, ein Geiſterduft, lautloſe Sprache einer anderen Welt. Im „Harold" deucht dem Pilger vor einem alten Römergrab, er habe den Inſaſſen gekannt, der dort unten modert. Und ſo ſcheint ſeinem ſeherhaften Fühlen Vergangenes, Gegenwärtiges, Künftiges ineinanderzurinnen. Er ſieht ſich ſelbſt wie ein fremdes Schattenbild, die Jugendliebe des naiven, treuherzigen Knaben, den „lahmen Jungen", dem nicht ſchwant, daß der Uebermenſch in ihm ſchlummert, dem ſein Dämchen einen dummen Durchſchnittsbengel vorzieht. Doch über Bitterkeit iſt er hinaus, ihm ſchattet ſich all das Niedrige, Irdiſche ſymboliſch ab, mit einer Melancholie, die zu tief für Tränen. Er ſieht ſich ſelbſt in ſüdlicher Sonne, die ſein Herz trinkt, unter graſenden Kamelen, wilden Klephten, über ihm der Himmel ſo rein und klar, daß Gott allein zu ſehen war im Himmel. Er ſieht ſich am Altar knien, heimgekehrt, mit einer neuen Braut . . er erwacht. Das Menſchliche liegt hinter ihm in weſenloſem Scheine.

„Und ſieh, es wechſelte des Traums Erſcheinung.
Der Wandrer war alleine, wie zuvor,
Die Weſen, die ihn einſt umringt, verſchwunden
Oder in Kampf mit ihm. Zielſcheibe ward er
Für Kränkung und Verlaſſenheit, umzingelt
Von Haß und Hader. Und am Lebenstiſch
Ward jede Speiſe ihm vermiſcht mit Qual,
Bis er von Gift ſich nährte, gleich dem alten
Herrſcher von Pontus, und machtloſes Gift
Ihm Nahrung wurde. Er durchlebte viel,
Was vieler Menſchen Tod geweſen wäre,

Und machte sich zu Freunden nur die Alpen.
Mit Sternen und des Weltalls schnellem Geist
Verkehrte er und ihre Wechselrede
Lehrte ihn das Geheimnis ihrer Zauber.
Geöffnet ward ihm weit das Buch der Nacht
Und Abgrundstimmen ihm enträselten
Ein Wunder und Geheimnis. Sei es so!"

Was war dies Wunder? Aus einem Lordsbummler war der Uebermensch geboren. Sein in Selbstgenuß schwelgender Unwille entlud nun seinen Kraftüberschuß in förmlich organisiertem Kampf gegen alle Menschheitsfeinde, denen er seine Leier wie eine Keule über den Schädel hieb. Dem Bevormundungsschwindel wie der Moralheuchelei versetzte er unverwindliche Todesstöße. Ein Renaissancespätling, Il magnifico, der Prächtige, warf er sich zum Vertreter der leidenden Massen auf, warf sich als rüstiger Schwimmer in die demokratische Strömung. Vom Geschlecht der privilegierten Herren, stellt sich dieser echte Herrenmensch an die Spitze einer Myrten schwingend. Wie er als Kind im Theater Shakespeares Petruchio die Sonne für den Mond ausgeben hört und entrüstet vor dem erstaunten Publikum aufspringt: „Ich sage euch, es ist die Sonne," so ruft der Dichterlord: Ihr europäischen Rebellengemeinde, das Harmodiusschwert unter Tyrannen und Heuchler wollt uns was vormachen? Es ist die Sonne, sage ich euch, die einst allen tagen wird, selbst Maulwürfen und Knechten, die Sonne, die ich sehe. Dem triumphierenden Antihumbugstil des „Don Juan" verwebt sich der ernsteste Freiheitsfanatismus. Allen Nihilismus überlebt dies eine mächtige Gefühl des Uebermenschen. Er wird ein tönender Memnonsstein in der Wüste der Reaktion, ein Rolandshorn von Ronceval für die Eselsohren der heiligen Allianz. Hohnlachender Sportlust der Ueberkraft wird Kämpfen innigste Befriedigung und überdauert den Kultus der Schönheit. Nach der illusionären Ueberschwenglichkeit seiner

Jugendperiode trägt die illusionslose Natürlichkeit seiner beiden Hauptwerke „Kain" und „Don Juan" die ethische Vernichtung alles Scheins in sich selber. Es scheint daher Verkennung der letzten Tiefen, wenn man Byron den Dichter des Ichs nennt. Er ist nur dort wahrhaft groß, wo er sich zum Ich der Menschheit erweitert. Es bedarf breit untermalenden Untergrunds, um sich wohlzufühlen. Das Wollen ist zu riesig, die tropische Blüte dieses Baumes zu unerschöpflich, so daß er unaufhörlich wahllos Blätter und Früchte umherschüttelt, selbst angewelkte und unreife, von kluger Gärtnerschere unbeschnitten. Gleich dem indischen Manglebaum in seiner Ueberfruchtbarkeit, verzweigt er seine Wurzeln so weit, schüttelt soviel Blütenstaub umher, daß bald neue Nebenbäume sprießen, ein ganzer Wald um ihn her schattet, der den Mutterstamm beeinträchtigt. Aber überschaut man dies scheinbar unorganische Bild einer aller Naturgesetze spottenden Triebkraft, so wächst Byron erst da in seiner ganzen Breite sich aus, wo er seine tausend Wurzeln bei weiter Stoffbedingung passend entfaltet. Schlicht erhabene Anschaulichkeit, mit rücksichtsloser Realistik aus dem Milieu knapp einfach herausgeboren, wird hier symbolistisch mit übersinnlicher Mystik übergossen, die in eine Geisterwelt hinüberspielt. In den Mysterien „Manfred", „Himmel und Erde", „Kain" treten wir dem Weltgeheimnis unmittelbar gegenüber, nicht in frostigen Allegorien, sondern in blutvollen Riesenmenschen und erkenntnisausstrahlenden Dämonen. Ist hier nicht alles in lebendigste Anschauung eingesenkt? Quellen nicht die inbrünstigsten und tiefbohrendsten Rätselfragen, angespeicherte Summen jahrtausendelangen Denkens, hier so frisch und ursprünglich aus dem Munde der Adamssöhne, als würden wir alle mit der Schöpfung wieder jung als Erstgeborene der Zeit? Getaucht in weiße weiche Lichtgewandung, gleitet sein Lucifer majestätisch dahin, und was er spricht, sind keine irdischen Mephistoironien, keine Covenantstiraden des Miltonschen Satan — nein, es sind wahrhafte Geisterworte der Er-

kenntnisse, tief und klar in ihrer göttlich schwermütigen Ruhe. Dieser Geist ist ganz Geist, ganz Genius. Aus ihm spricht der wahre letzte Byron, die „spiritual essence" des Uebermenschentums zum halben Uebermenschen Kain, wie dieser selbst sich über den großen Menschen Manfred emporbaut, der umsonst nach Uebermenschentum ringt. Im Fertigsein des „Don Juan" blitzt durch Mephistomaske und Erdenstaub oft genug erschauernd der Luciferblick hindurch.

So gibt es denn auch ein inneres Geniegeheimnis des Byronlebens in dieser wundersamen Entwickelung. Aus einem Dilettanten, dessen Erstling als „Gedichte eines Minderjährigen" eingebildete Talentlosigkeit zu verraten schien und dessen angekündigte Revolution der Literatur in dem Pamphlet „Englische Barden und Rezensenten" bei aller Verve an ästhetischer Unreife krankte, aus einem spleenigen Globetrotter, dessen Harold-Tagebuch (erste Gesänge) vor allem auch Sensationsneugierde befriedigte und bei dessen nachfolgenden orientalischen Erinnerungsblättern die gleiche ungesunde Lüsternheit abseits von ästhetischer Wirkung sich sättigte, wird auf einen Schlag unterm Hammer des Unglücks ein wahrhaft Großer zugehauen. Quellen auch prachtvolle Phrasen leidenschaftlicher Glut aus der anspruchsvollen Rhetorik dieser Orientalismen, Phrasen blieben sie doch, und hatte es auch eigenen Reiz, in „Braut von Abydos", „Belagerung von Korinth" den Lordsbummler versichern zu hören, daß er selbst von Sastos nach Abydos schwamm und mit wilden Klephten das griechische Gebirge durchstreifte, ein reiner poetischer Eindruck kam wenigstens in den ersten drei Epen nicht heraus. „Wer rast daher auf schwärzestem Roß", warum nicht gar auf schwarzem Rappen! Alles superlativisch in dieser maßlosen Beredsamkeit trotz aller Genialität der Gleichnisse, alles rhetorisch gesagt, ob auch tief und originell gedacht. Aber am Genfer See in Selbstverbannung findet Byron seine wahre Heimat, die Welt philosophischer Betrachtung, und wo verschwiegenes

Leid aufheult, hört alles Poſieren auf. Anfangs trug der verwöhnte gekränkte Salonlöwe noch ſeinen häuslichen Kummer großſpurig auf den Markt, aber bald trat er, gleichſam wieder jung geworden, in Neugeburt, in eine reinere Geiſteswelt ein und ſofort gewann ſeine Form die rundeſte Fülle von Reinheit und Kraft. Ohne es anzuſtreben, wird der Sänger von „Chillon" und „Manfred" ein reifſter Sprachkünſtler in der Echtheit ſeiner poetiſchen Anſchauung. Und nun geht's aufwärts Stufe um Stufe, bis er im „Kain", der größten Gedankendichtung aller Zeiten, den Gipfel wahrer Höhendichtung erklimmt.

In den Unterhaltungen Lucifers und Kains findet ſich trotz ihrer maßloſen Länge kein unnötiger Satz, nichts fällt aus dem einmal angeſchlagenen Ton heraus. Dieſer Ton und Stil vereint das Höchſte, was dichteriſche Anſchauung erreichen kann und was Goethe keineswegs gelang: nämlich Naivität mit Erhabenheit. Erhabene Naivität, naive Erhabenheit. Byron, der modernſte weltmänniſch-unnaivſte Menſch, verwandelt ſich zum naiven Urmenſchen und zum reinen Spirit: das iſt der wahre Triumph des Uebermenſchen, der das gewöhnliche Menſchentum überwand und von ſich ſtreifte. Mit der kindlichſten Logik hebt Kain an, nicht mit dem gelehrten ſtubenhockeriſchen Gegrämele des Fauſt, kein Bücherwurm, ſondern ein Originalmenſch:

„Und dies iſt Leben! Mühe! Und warum?
Warum ſoll ich mich mühen? Weil mein Vater
Sich ſeinen Platz in Eden einſt verwirkte.
Was tat denn ich? Ich war noch ungeboren.
Ich ſuchte nicht Geburt, noch liebe ich,
Wozu mich die Geburt gebracht. Warum
Gab er der Schlange und dem Weibe nach?
Er büßt dafür, warum? Wo lag die Schuld?
Der Baum war doch gepflanzt, und nicht für ihn?
Wenn aber nicht, warum wuchs er ſo nah,

Der schönste Baum von allen? Haben sie
Doch eine Antwort nur auf alle Fragen:
‚Sein Wille war's und Er ist gut!' Wer weiß das?
Muß er allgütig sein, weil er allmächtig?
Ich schließe nach den Früchten, sie sind bitter,
Ich esse sie und nicht für meine Schuld."

Hier gewinnt die einfache Klarheit durch sich selbst eine strenge Würde. Mit wenigen großen Zügen ist Kain, sind wir selber vorbereitet auf das Erscheinen des Versuchers, der aber von Byron als Heiland, als helfender Prometheus gedacht.

„Wer naht mir dort? Gestalt wie die der Engel,
Doch düstrer ist und strenger die Erscheinung
Vergeistigtester Kraft. Was bebe ich?
Was fürchte ich ihn mehr als andre Geister,
Die ich die Flammenschwerter schwingen sehe
Vor Edens Toren, die ich oft umschleiche?
Im Zwielicht tu' ich's, einen Blick zu haschen
Der Gärten, die mein Erbe werden sollten,
Eh' Nacht umwallt die Mauern und die Bäume,
Die mir verbotenen, die unsterblichen,
Noch überragend diese Engelsfestung.
Erschreck' ich nicht vor ihren Feuerwaffen,
Was bebe ich vor ihm, der näher schreitet?
Doch scheint er mir viel mächtiger als sie alle,
Und auch nicht minder schön, doch nicht so schön,
Als er einst war und als er werden könnte.
Gram scheint hier Hälfte der Unsterblichkeit.
Ist's so? Drückt Gram auch andere als Menschen?"

Lucifer bringt seinem Erkorenen die Kunde seines „unsterblichen Teils". Da Kain sich schon unglücklich genug fühlt, so bestärkt ihn diese Versicherung in dem Wunsche, wenigstens mächtig zu werden. „Und ihr?" „Sind ewigwährend."

„Seid ihr glücklich?" „Wir sind mächtig." „Seid ihr glücklich?" „Nein, bist du's?" Lucifer und Kain, Uebermensch und Vollmensch vereinen sich zu bitterstem Haß gegen das ungerechte Weltgesetz, das sie als schlecht von Grund aus verdammen. Versuchung? lacht jener höhnisch. „Ich versuche niemanden als durch Wahrheit." Die Wahrheit und das Genie, die Früchte vom Baum der Erkenntnis, sind eben Verbrechen, weil sie notwendig an den engen Schranken der Notwendigkeit sich stoßen. Aber nur der Geist ist unsterblich, der Mensch muß sterben. „Tod, was mag das sein? Könnte ich mit ihm ringen? Ich rang im Knabenspiel einst mit dem Löwen, bis er brüllend entrannte meinem Griff. Wer hat den Tod gemacht?" „Frag' den Zerstörer!" „Wen?" „Den Schöpfer, nenne ihn wie du willst, er schafft nur zu zerstören!"

„Das wußt' ich nicht, doch dachte mir's schon immer,
Hört' ich vom Tod. Ich weiß nicht, was der ist,
Doch scheint er fürchterlich. Ich schaute aus
Nach ihm in wüster, öder Nacht, und sah ich
Riesige Schatten in dem dunkeln Umkreis
Der Mauern Edens, nur erhellt vom Blitzen,
Dem fernhintreffenden der Cherubschwerter,
Da harrt' ich dessen, was sein Kommen schien.
Denn mit der Furcht erhob sich mir ein Sehnen,
Zu wissen, was das sei, das uns erschüttert.
Doch nichts erschien. Dann wandt' ich müd den Blick
Von unserm heimischen verbotenen Eden
Auf zu den Lichtern über uns im Blauen,
Sie sind so schön, und müssen sie auch sterben?
‚Vielleicht, doch überleben sie dich lange
Und all die Deinen.' ‚Ich bin froh darob.
Ich möchte nicht, sie stürben. Sind so lieblich!'"

Mit wunderbarer, ihm selbst vielleicht unbewußter Kunst hat der Dichter hier in des Urmenschen selbstloser Zuneigung

für die Schönheit der Phänomene den Keim aller ſpäteren Forſchung und aller Naturreligion, bis auf den Darwinismus herunter, bloßgelegt. Und dieſe Geſtirne ſind es denn auch, durch die ihm Lucifer noch Höheres zu melden weiß. Der einmal rebelliſch gewordene Menſchengeiſt verweigert auch dem neuen Freunde Anbetung. Lucifer lächelt nur: „Wer ſich nicht ihm beugt, *hat* ſich ſchon gebeugt vor mir.“ Mit derſelben majeſtätiſchen Ruhe fertigt er Adahs Zweifel ab, und wir fühlen nach ſeinen gewaltigen Botſchaften durchaus mit Kain: „So ſpricht ein Gott.“ Wie die Schlange, meint Adah, die log. „Du irrſt, denn war's nicht der Erkenntnis Baum? Leid *iſt* Erkenntnis, alſo log ſie nicht, und wenn ſie euch betrog, tat ſie's mit *Wahrheit*, und Wahrheit kann nicht anders ſein als gut in ihrem eigenſten Weſen.“ Mit wiederum höchſt wunderbarer Kunſt läßt der Dichter den Lucifer auf das Urweib Adah nicht wie auf Kain durch ſeine Macht, ſondern durch ſeine Schönheit wirken, ſo wie er *ihren* Weltſchmerz nur dadurch in Harniſch bringt, daß er ihr mitteilt, ſolche Geſchwiſterehe ſei ſündhaft. Zornig ſtellt da die naive Menſchin die berühmte Byronfrage auf, die in all ihrer genialen Tiefe hier ganz plauſibel klingt: „Was iſt denn Sünde, die's nicht an ſich ſelber? Kann Zufall der Umſtände wohl allein Sünde und Tugend machen?“

„Ich kann dem Weſen, dem unſterblichen,
Nicht Rede ſtehen, ich kann ihn nicht verabſcheu'n.
Ich ſchau' ihn an mit angenehmer Furcht,
Und fliehe nicht vor ihm, in ſeinem Auge
Feſſelt ein Zauber meine ſcheuen Augen
An ihn. Mein Herz pocht ſchnell, ich ſchaudre wohl,
Und doch zieht er mich an, näher und näher . . .
O Kain, Kain, rette mich vor ihm!“

Die andern Engel ſind wohl heller, aber minder ſchön und mächtig wie er, der große Lichtbringer.

„Gleichwie der ſchweigende und ſonnige Mittag,
Schau'n ſie uns an, ganz Licht. Du aber gleichſt
Aetheriſcher Nacht, wenn lange weiße Wolken
Den tiefen Purpur ſtreifen und die Sterne
Zahllos das wunderbar geheimnisvolle
Gewölbe überſäen mit lichten Dingen,
So licht, als ob ſie Sonnen werden möchten.
So ſchön, ſo zahllos, herzerhebend ſind ſie,
Nicht blendend, und doch ziehn ſie mich empor,
Füllen den Blick mit Tränen. So tuſt du.
Unſelig ſcheinſt du: mache uns nicht ſo
Und ich will um dich weinen."

Wie quillt hier das heilige Mitleid, die unergründliche Schwermut des Leidens mit dem Leiden, das tiefe Mitgefühl edler Frauenherzen für alle leidende Größe, wenn ſie's auch nur mit dem Gefühl erfaſſen, aus dem Munde unſerer Stammutter! Hier paart ſich danteske Viſion mit ſhakeſpeariſcher Menſchenwahrheit. Der Weltſchmerz des Weibes hat eine innigere, aber ſchwächere und furchtſamere Färbung als der des Mannes. Adahs Neugier ſinnt über Lucifers Weſen nach. Seraphim lieben am meiſten, Cherubim wiſſen am meiſten, alſo muß er ein Cherub ſein? Mit göttlichem Hohn erwidert der Genius:

„Wenn höheres Wiſſen denn die Liebe löſcht,
Was iſt dann Er, den ihr nicht lieben könnt,
Wenn er erkannt iſt? Wenn am wenigſten
Der Cherub liebt, weil er am meiſten weiß —
Unwiſſenheit iſt drum des Seraphs Liebe."

Umſonſt ruft Adah: „Oh, Kain, wähle Liebe!" Mit außerordentlicher Wahrheit bekennt Kain aus der unverfälſchten Natur heraus, daß er nur ſeine Gattin und ſeine Kinder liebe, nicht Eltern und Geſchwiſter. Wozu aber Kinder lieben, warum ſie erzeugen, da dies ſie nur zum Elend beſtimmen heißt?

„Ich bin nicht elend, wärſt du nur glücklich!“ ruft das Weib, deſſen enger Gefühlskreis mit ſcheinbar ſelbſtloſer, im letzten Grunde rein ſelbſtiſcher Liebe ſich nur um das ſie berührende Nächſte dreht. Und mit unwirſchem Stolz trennt ſich der Mann innerlich von ihr: „So ſei alleine glücklich! Ich will nicht mit einem ſolchen Glück zu ſchaffen haben, das mich erniedrigt und die Meinen!“ „Alleine“, ſchreit Adah auf, „kann ich nicht glücklich ſein und wollt' es nicht!! . . Wer könnte allein ſein und doch gut und glücklich? Sünde ſcheint mir die Einſamkeit!“ Darauf Lucifer: „Doch iſt dein Gott allein und iſt er glücklich? Einſam und gut?“ „Er iſt nicht ſo. Er hat die Engel und die Menſchen zu beglücken, und wird beglückt, indem er Freude ſpendet. Was wäre Freude, wenn nicht Freude ſchenken?“ Da lacht Lucifer ſardoniſch: „Frag' deinen Vater, den Verbannten Edens, frag' ſeinen Erſtgeborenen, frage doch dein eigenes Herz! Es iſt nicht ruhig.“ Kleinlaut gibt ſie zu: „Ach nein! Und du — biſt du vom Himmel?“ „Bin ich's nicht, ſo forſche nach dem Grund nur dieſer allverbreiteten Glückſeligkeit, die du verkündeſt, beim allgerechten großen Schöpfer alles Lebenden: das iſt ſein Geheimnis und er bewahrt es! Wir müſſen's tragen und widerſtehen . . Denn in unſerm Geiſt iſt eine Weisheit, die zum Rechten führt, wie in dem blauen Dämmer euer Auge, ihr jungen Sterblichen, mit eins den Stern erfaßt, der wacht, den Morgen zu begrüßen.“ Dieſen Geiſt fühlt Kain der Menſch in ſich und ſo folgt er dem Genius durchs Planetenſyſtem der Keppler und Newton. Wie Sonnenſtrahlen ſchießen ſie dahin. Die Erde wird bald nur unter ihm ein ſchmaler blauer Kreis, im Aether fern ſich ſchwingend, mit einem kleineren Kreiſchen dicht daneben, wohl jenem gleich, das unſere Erdennacht erhellt. Und kleiner, immer kleiner wird der Kreis und wie er einſchrumpft, ſammelt er um ſich einen Strahlenring . . und beide, da wir von ihnen ferner weichen, vereinen ſich den zahlloſen Geſtirnen, die uns umgeben und ihre Myriaden mehren, je weiter wir vordringen. — All dieſe

Welten aber leben, unſelig und dem Tod verfallen. Dies zu erfahren, erhebt nur Kains Menſchengeiſt: „Stolz bin ich auf Gedanken, die ſolches wiſſen.“ Wohl fühlt er in ſich die prophetiſche Folter der unabänderlichen Wahrheit, daß der Menſch nur Leidende zeugt und nur den Tod fortpflanzt, den Mord vervielfacht. Drum will er ſterben. „Du kannſt nicht ganz ſterben, etwas überlebt von dir.“ „Nun, dann laß untergehn, was ſterblich iſt, damit der Reſt wird, was die Engel ſind.“ „Wie ich willſt du werden?“ lächelt Lucifer, er kennt wohl die Verheißung: **eritis sicut deus** als verlockendſten Drang des Menſchenhirns. Freimütig geſteht Kain, kaum daß er in die Naturgeheimniſſe eingeführt: „Ich ſehe deine Macht und ſehe, du zeigſt mir Dinge über meine Macht, über alle Macht mir eingeborener Fähigkeiten, und dennoch erreicht es nicht meine Wünſche und Begriffe.“ Selbſt Lucifer ſtaunt: „Was ſind ſie, die ſo demutsvoll in ſolchem Stolze weben, als bei Würmern im Staub zu wohnen?“ Unerſchrocken verſetzt der Menſchgedanke: „Und was biſt du, der webt ſo hochmutsvoll im Geiſt, und doch ſo kummervoll erſcheinſt?“ „Ich ſcheine, was ich bin. Drum frag' ich dich: Möchteſt du unſterblich ſein?“ „Du ſagteſt ja, das müßt' ich ſein, unſterblich wider Willen. So laß mich, glücklich oder unglücklich, meine Unſterblichkeit vorher empfinden.“ Tiefernſt verſichert ihm jener: „Du fühlteſt ſie, noch eh' ich zu dir kam . . durch Leiden.“ „Iſt das Leiden denn unſterblich?“ „Wir werden es erproben, wir und ihr.“ Da bricht Kain in einen Begeiſterungsſchrei über die Herrlichkeit dieſer unſterblichen, leidenden Welten aus:

„O unbegreiflich hehrer Aether du!
Ihr Maſſen, ihr vervielfachten, der Lichter,
Die immer neu entzündet und entzündend!
Was ſeid ihr? Was iſt dieſe blaue Wildnis
Der grenzenloſen Luft, wo ihr entlangrollt,
Wie Blätter auf den klaren Waſſern Edens?

Iſt eure Bahn euch abgemeſſen? Schweift ihr
In jubelnd feſſelloſer Trunkenheit
Dahin durchs luftige All endloſen Raumes ...
Nicht auszudenken wag' ich es, mir ſchwindelt ...
Berauſcht von Ewigkeit? O Gott, o Götter!
Wer ihr auch ſeid, wie ſeid ihr ſchön! Wie ſchön
Sind eure Werke oder Zufälle,
Was ſie auch ſind! Hier laß mich ſterben nur,
Wie die Atome ſterben, w e n n ſie ſterben,
Oder erkennen eure Macht und Fülle!
Denn mein Gedanke iſt zu dieſer Stunde
Eurer nicht unwert, bin ich auch nur Staub."

Hat man je etwas Erhabeneres und Einfacheres gehört? Was man zum Teil ſehr falſch den Stil der Antike nennt, hier iſt er, dieſer unverbildete Stil der Urzeit.

Mit herrlicher Genialität knüpft aber der Dichter ſofort, in einem völlig zwangloſen, unſcheinbaren Uebergang, an die Aſtronomie das Gravitationsgeſetz, Newton an Keppler. Denn die Erde iſt jetzt ſo fern geſchwunden, daß „die Feuerfliegen und die Feuerwürmer im Dämmerzwielicht heller wohl durchflimmern die düſtern Haine und die grünen Raine, als hier der Weltball, der ſie alle trägt". Nun wohl, „du ſahſt ſie beide, Würmer und Welten, und beide funkelten — was denkſt von ihnen?"

„Daß beide ſchön in ihrer eignen Sphäre
Und daß die Nacht, die beide ſchön gemacht,
Den kleinen Glühwurm in beſchränktem Flug,
Den ewigen Stern in ſeiner großen Bahn,
Daß alle ſie geleitet werden müſſen."

So hat ſich der Menſchengeiſt ſchon zur reinſten Naturbetrachtung durchgerungen. Nun kann er auch des Todes Anblick ertragen, dem dunkeln Geheimnis perſönlicher Vernichtung ins Auge ſchauen, gewappnet mit der Evolutionstheo-

rie, deren geologiſche Begriffe ihn Lucifer lehrt. Auch dieſe deine Welt, die du ſchauſt, iſt nur ein Wrack; das Leben iſt nicht neu, es war, ehe die Dinge entſtanden, die uns ſo groß dünken. Viele werden kein Ende haben; andere, die behaupten, keinen Anfang zu haben, ſie hatten einen ſo niedrig wie der Menſch. Und mächtigere erloſchen, um Raum zu ſchaffen für noch niedrigere, als wir nur ahnen können. Denn wechſeln Augenblicke, Zeit und Raum waren und müſſen ſein unveränderlich. Doch Wechſel iſt nicht Tod, nur dem Staube ſcheint es ſo.

Kain ſieht jetzt ſtaunend eine ältere Erde mit Rieſen und Mammuts erſtehen, die durch ein unerbittliches Elementarereignis zum Chaos ward, wie ein Chaos zur Welt ward. Dies iſt das Reich des Todes.

„Bevölkerter, als die glanzvollen Kugeln,
Die ſich ſo dicht im oberen Aether ſchwangen,
Daß ich ſie ſelber hielt für Lichtbewohner
In einem unbegreiflich weiten Himmel,
Und nicht für eigene Wohnungen von Weſen.
Doch in der Nähe ſichtbar ſchwollen ſie
Zur Unermeßlichkeit des Stoffes an,
Der eher taugt, daß Leben ihn bebrüte,
Als Leben ſelbſt zu ſein. Doch hier iſt alles
So ſchattenhaft, ſpricht von vergangenen Tagen."

Aber was nützt es, den Tod zu kennen? Der Baum der Erkenntnis war ein Lügenbaum. Erkenntnis verſprach er um den Preis des Todes, was aber kennt der Menſch?

„Tod führt vielleicht zur oberſten Erkenntnis,
Und da er unter allen Dingen iſt
Das einzige Gewiſſe, leitet er
Zu ſicherem Wiſſen. Darum, ob auch tödlich,
War wahr der Baum."

„Warum führteſt du mich her, mich davon bloß zu unterrichten?" „War nicht dein Heiſchen nach Erkenntnis?" „Ja,

doch als den Pfad zum Glück." „Iſt Wahrheit Glück, dann haſt du's jetzt." Da ſchluchzt Kain entſetzt: „Dann tat er wohl, der Gott meines Vaters, den Unglücksbaum uns zu verbieten." „Doch beſſer hätte er getan, ihn nicht zu pflanzen. Denn des Uebels Unkenntnis ſchützt nicht vor dem Uebel. Es muß dahinrollen, immer das gleiche, weil es ein Teil von allen Dingen iſt." „Nicht von allen, nein, ich glaub' es nicht: ich dürſte nur nach Gutem." „Wer und was tut das nicht? Wer buhlt ums Böſe um ſeines bittern Selbſt willen? Niemand, nichts. Es iſt die Hefe alles Lebens und aller Lebensloſigkeit." „Zu jenen glorreichen Lichtkreiſen, die wir ſchauten, blendend und zahllos, eh' wir herniederkamen in dies Schattenreich, kommt nicht das Uebel, denn ſie ſind zu ſchön." „Du ſahſt ſie nur von fern." „Was ſchadet das? Entfernung vermindert nur die Schönheit; wenn näher, müſſen ſie noch holder ſein." „Tritt nah den ſchönſten Dingen deiner Erde, dann ſprich dein Urteil." „Das hab' ich getan. Das lieblichſte Geſchöpf iſt mir am lieblichſten, wenn mir am nächſten." „Das muß Täuſchung ſein. Was iſt das, das dir, nahe deinen Augen, noch ſchöner dünkt, als Schönes, das dir fern?"

„Die Schweſter, Adah! Alle Himmelsſterne,
Tiefblaue Nacht mit ihrer bleichen Sonne,
Die wie ein Geiſt blickt oder Geiſterwelt,
Des Zwielichts Farben, prächtiger Sonnenaufgang,
Ihr unbeſchreiblich hehrer Untergang,
Der meine Augen füllt mit ſüßen Tränen,
Wenn mit ihr ſinkt mein Herz und gleitet ſanft
Entlang des Weſtens Wolkenparadies —
Waldſchatten, grüne Zweige, Vögelſtimmen,
Ihr Abendlied, das nur von Liebe ſingt
Und ſich dem Chor der Cherubim vermiſcht,
Wenn über Edens Mauern ſchließt der Tag —
All dies iſt nichts dem Auge und dem Herzen,
Von Himmel und Erde wende ich mich ab,
Zu ſchau'n auf ſie, auf Adahs Angeſicht."

Ist das nicht eine Erotik, jugendfrisch und jungfräulich wie die Erde der ersten Menschen? Ueber diese menschliche Liebe lächelt Lucifer melancholisch. Er liebt nichts als „some vast and general purpose to which particular things must melt" („einen gewaltigen allgemeinen Plan, vor dem besondre Einzeldinge schmelzen wie Schnee"), das Genie hat keine Bande persönlicher Gefühle. Das ist nur Täuschung schwacher Sterblichkeit. „So denkst du, weil du nicht ihr Bruder bist." „Ja, Sterblicher, denn meine Bruderschaft gehört nur solchen, welche kinderlos." (Ein tiefes symbolisches Wort; man glaubt förmlich den majestätischen Ausdruck Luzifers dabei zu sehen.) „Du dauerst mich, du liebst, was bald verdirbt." Der Mensch erwidert: „Du dauerst mich, weil du nichts lieben kannst." Und trotzig will er immer noch mehr wissen, will das große Doppelmysterium der zwei Prinzipien kennen, des Guten und des Bösen, die gemeinsam herrschen auf geheimen Thronen. „Staub, zügele deinen Ehrgeiz!" „Wozu sah ich die Dinge, die du zeigtest?" „Heischtest du nicht Erkenntnis? Und hab' ich dich nicht gelehrt, dich selbst zu kennen?" „Ach, als ein Nichts!" „Und dies sollt' alles Menschenwissens Summe sein, die Nichtigkeit der sterblichen Natur zu kennen. Vermache nur dies Wissen deinen Kindern, und das wird ihnen manche Folter sparen." Was ist das Uebel? Der Sieger nennt immer den Besiegten schlecht, was aber wird das Gute sein? „Bös und Gut sind Dinge an sich selbst durch eignes Wesen, nicht durch den Geber bös und gut gemacht. Eine gute Gabe lieh euch der Unheilapfel: die Vernunft*). Laßt sie nicht unterjochen durch tyrannisch Drohen, zum Glauben euch zu zwingen, zuwider allem äußern Sinn und innern Fühlen!"

Diese sezierende Bloßlegung der Struktur und Hauptmuskulatur der langen unaufhörlichen Unterredungen, in

*) „But let us ponder boldly! 'Tis a base abandonment of Reason to resign our right of thought!" Childe Harold.

denen Kains Geiſt gleichſam mit dem Lucifers ringt, wie Jakob mit dem Unbekannten an der Furt, will natürlich nicht den Geſamteindruck wiedergeben. Den muß der Leſer des „Kain" ſich ſelbſt verſchaffen. Vielleicht ſind einige von uns übergangene Schilderungen der präadamitiſchen Welt zu lang geraten und mehrere gewaltige Empörungsreden Lucifers, worin er ſich direkt wider Jehova aufbäumt, etwas deklamatoriſch. Zur Sache aber gehört hier alles, wenn dem Dichter hauptſächlich daran lag, ein vollſtändiges Bild der philoſophiſchen Frage zu bieten, ſo daß in die ſonſt durchweg wundervolle Poeſie einige weniger anſchauliche und rein abſtrakte Elemente ſich miſchen. Im allgemeinen aber kann nie genug bewundert werden, wie Byron in dieſer ſubjektiven Gedankenorgie ſo objektiv ſich verhält, daß fortwährend die philoſophiſche Wechſelrede durch menſchlich-individuelle Züge belebt wird, welche uns ſofort wieder aus dem Bereich abſtrakten Denkens in warme Situationsmotivierung eintauchen. Kain bleibt durchaus in ſeinem Charakter als erſter Menſch; trotzig läßt er ſich auch von Lucifer nicht demütigen. Als dieſer mitleidig höhnt: „Doch du biſt Staub und Staub kann nur verſtehen, was Staub einſt war, und ſolches zeig' ich dir," bricht er ſofort beleidigt los: „Staub, ſagſt du, Geiſt! Was du willſt, ſchau' auch ich!" Aber als ſie am Tor des Hades haltmachen, ſieht er ſich bange nach dem Begleiter um: „Und du?" Als ſie das Aetherblau zerſpalten auf mächtigen Schwingen und die Sterne erbleichen, ſchreit er auf: „Die Erde! Wo iſt meine Erde? Laß mich ſie ſchauen, denn ich ward gemacht aus ihr." „Sie liegt dir ferne nun, im All ſo winzig, wie du auf ihr. Doch wähne nicht, ihr zu entrinnen. Bald kehrſt du zurück zur Erde und allem ihrem Staub: ſie iſt ein Teil von deiner Ewigkeit und meiner." Als Kain dem Hades ins Auge ſah, da will er dort bleiben, für immer. Ihn ekelt alles deſſen, was der Erdenſtaub ihm bot, und unter Schatten will er weilen. Als aber Lucifer verächtlich von der Erde redet, da verſichert er ge-

kränkt, daß sie schön sei und daß nicht sie es sei, mit der er hadere. — Ferner ist stets genau die Grenze dessen festgehalten, was der junge Titane denken und wissen kann und was nicht, der über das Tal Eden nie hinauskam. „Schmelzen wie Schnee", was ist das? Und was ist diese flüssige Sonne, wie eine andere Welt? Der unermeßliche flüssige Raum glorreichen Azurs, der wie Wasser fließt gleich dem Strom des Paradieses, aber uferlos, endlos, von Aetherfarbe? Das ist das Meer. Der tiefe Zweifel über den Ursprung und über die Notwendigkeit des Uebels, die in seinem nötigen Gegensatz zum Guten bestehen soll, — ihm ist er auf natürlichste Weise gekommen: als eine Schlange ein Lämmchen biß. Es wäre auch seltsam, wenn Byrons Erbarmen mit der Kreatur sich nicht auch hier in Kains Schluchzen Luft machte: „Ach hoffnungslose, hilflose Elende! Aßen die Tiere denn auch von dem Apfel?" Ja, das Dichten und Trachten des menschlichen Herzens ist böse von Jugend auf, denn siehe, der rebellische Kain, der zweifelt und zürnt und nicht geduldig im Schweiß seines Angesichts schuften will, rebelliert sogar gegen seinen Gönner Lucifer, der ihm mit göttlicher Ironie gute Ratschläge über künftige Schlangen und Aepfel der Eva-Versuchung gibt, und ruft ihm zu: „Hochmütiger Geist, stolz sprichst du, doch auch du hast einen Obern." Aus seinem eignen Innern keimt der Haß gegen den sanften Abel, der Versucher legt nur den Finger in die Wunde. Abel hat seiner Mutter Gunst. „Behalt' er die, da doch die Schlange sie zuerst gewann!" „Und seines Vaters." „Was ist das mir? Soll ich nicht lieben, was alle lieben?" „Und der Jehova, der nachsichtige Herr und gütige Pflanzer des vermauerten Eden, auch er schaut lächelnd hin auf Abel." „So? Ich sah ihn nie und weiß nicht, ob er lächelt." „Doch sahst du seine Engel." „Selten." „Doch genugsam, um zu sehen, sie lieben deinen Bruder. Seine Opfer sind annehmbar." „Sie seien es! Weshalb mir davon sprechen?" „Weil du selbst es dachtest." „Und dacht' ich's, warum mir zurück es

rufen? — Geist! Wir sind in deiner Welt, sprich nicht von meiner!"

Nie in der Poesie aller Völker ist der Reiz des Ehelebens so zart und innig besungen, wie in der langen Szene zwischen Kain und Adah vor ihrem Kinde, das unter einer Zypresse schläft. Egerton Brydges meint davon mit Recht, daß nichts außer Shakespeare dieser Dichterkraft gleichkomme. Aber alle Vaterliebe tröstet Kain nicht, sie vertieft nur seinen Schmerz über das Schicksal seiner Nachkommen. „Wofür sollt' ich noch danken? Daß ich Staub bin, im Staube wühlend, bis ich wieder Staub ward? Bin ich denn nichts, soll ich für nichts noch heucheln und für Pein mich wohlgefällig stellen?" Aber das Weib, nur am Gegenwärtigen haftend, redet ihm zu: „Sprich nicht von Pein! Der kinderlose Cherub mag beneiden die Elternfreude." Da kommt Abel: „Unser Bruder kommt." „Dein Bruder Abel," lehnt Kain finster ab und verweigert, mit dem beschränkten, frommen Durchschnittsmenschen zu verkehren. „Wo warst du?" „Weiß nicht." „Auch nicht was du sahst?"

„Die Toten, die Unsterblichen. Ich sah
Die Schrankenlosen und Allmächtigen,
Mysterien des Raums. Ich sah die Welten,
Die zahllos sind und waren. Einen Wirbel
Von Dingen, stürmisch, überwältigend.
Sonnen, Monde und Erden, die im Donner
Sangen um mich auf lautstimmigen Sphären.
Untauglich fürder bin ich so geworden
Für sterblichen Verkehr."

Mit gewohnter Genialität hat Byron jetzt dem verschiedenen Opfer beider Brüder eine neue Seite abgewonnen, die zum System des Ganzen paßt: Kain legt Gewicht darauf, daß er unschuldige Früchte darbringt, der milde Abel aber den „blutgierigen Weihrauch" geschlachteter Lämmer, nach

denen arme Mutterſchafe blöken. „Dies blutige Denkmal ſoll nicht in der Sonne ſtehen, zur Schande der Schöpfung!"

Vielleicht hätte grade das letzte Ende ſtatt elegiſchen Austönens ins Ewigweibliche, das auch Kain zur liebevollen Ergebung Adahs hinanzieht, noch einmal einen Uebermenſchenton anſchlagen ſollen. Wir können Goethe wohl beipflichten, daß dies das wahrhaft Religiöſeſte ſei, ohne uns jedoch „mit Bewunderung und Ehrfurcht", wie er ſagt, dieſem Schluſſe zu nähern. „Friede ſei mit ihm! — Doch mit mir?!" Einfach und ſchön geſagt, aber wir durften etwas anderes erwarten. Doch mag ſein, daß, rein äſthetiſch betrachtet, dieſer gebrochene, ermattende Schluß nach ſo rieſigen Anſtrengungen der Gedanken und Leidenſchaften wohltut. Dagegen ſetzen wir den ganzen Monolog des Mörders hierher, um zu fragen, ob man ſeit Macbeths Mordnacht etwas ſo Tragiſches gehört habe.

„Meine Hand! Sie iſt ganz rot. Von was?
Wo bin ich? Allein? Wo Abel? Wo Kain?
Kann's ſein, daß ich es bin? Mein Bruder Abel,
Wach' auf! Was liegſt du ſo auf grüner Erde?
's iſt nicht des Schlummers Stunde. Wie, ſo bleich?
Was fehlt dir? Warſt noch morgens ſo voll Leben!
Abel, ich bitte, ſpotte meiner nicht!
Ich ſchlug zu hart, doch nicht ſo unheilvoll.
Ach, warum widerſetzteſt du dich mir?
Dies iſt ein böſer Scherz, mich zu erſchrecken.
Es war ein Schlag und nur ein Schlag! Steh auf!
Bewege dich! Wohl, ſo iſt's gut, du atmeſt!
Atme mich an! O Gott, o Gott!

Abel (verröchelnd). Wer ſpricht
Von Gott?

Kain. Dein Mörder.

Abel. Mag ihm Gott verzeihen!
Tröſte die arme Zillah, jetzt hat ſie
Nur einen Bruder. (Stirbt.)

Kain. Ich keinen. Und wer macht mich bruderlos?
Sein Aug' iſt offen, dann iſt er nicht tot.
Tod iſt wie Schlaf. Und Schlaf ſchließt unſere Lider.
Die Lippen auch geöffnet — atmet er?
Ich fühl' es nicht. Sein Herz, ſein Herz! Laß ſehn,
Ob es noch ſchlägt? Mich deucht—nein, nein! Dies iſt
Wohl eine Traumerſcheinung, oder bin ich
Der Sprößling einer andern ſchlimmern Welt?
Die Erde ſchwimmt um mich. Was iſt dies? Feucht?
Und doch iſt hier kein Tau! Blut iſt's, mein Blut,
Des Bruders, das mein eignes, hier vergoſſen!
Was hab' ich dann mit Leben noch zu ſchaffen,
Seit ich vom eignen Fleiſch das Leben nahm?
Doch nein, er iſt nicht tot. Iſt Schweigen Tod?
Nein, er erwacht und ich will bei ihm wachen.
Leben kann nicht ſo ſchwach ſein, daß ſo leicht
Es zu erſticken! Und er ſprach ja noch
Vorhin zu mir! Was ſoll ich zu ihm ſagen?
Mein Bruder? nein, antworten wird er nicht
Auf dieſen Namen, Brüder ſchlagen ja
Einander nicht. Und doch — doch ſprich zu mir,
O nur ein Wort mehr jener ſanften Stimme,
Daß ich die meine noch ertragen kann!"

Zillah, die Schweſtergattin, ſtürzt herzu und wirft Kain vor, daß er als der Stärkere Abel nicht beſchützt habe vor ſolcher Gewalttat. Sie entfernt ſich laut ſchreiend: „Tod iſt in der Welt."

„Und wer hat ihn dahin gebracht? Ich, ich!
Der ich des Todes Namen ſo verabſcheu',
Daß der Gedanke all mein Sein vergiftet,
Eh' ich des Todes Anblick noch geſehen —
Ich leitete ihn her und gab dahin
Den Bruder ſeiner kaltſtillen Umarmung,
Als hätt' er nicht behauptet ſeinen Anſpruch,

Den unerbittlichen, auch ohne mich.
Endlich erwacht! Ein jämmerlicher Traum
Hat mich genärrt, doch er wird nie erwachen."

Vor dieſer majeſtätiſchen Einfachheit ſtand die damalige engliſche Kritik größtenteils ratlos. Sie erwartete Giaurn auf ſchwärzeſtem Roß, Korſaren mit ſchwärzeſten Brauen und Kains mit ſchwärzeſter Seele. Und nun fand ſie wirkliche Menſchen und wirkliche Geiſter. Damit wußte ſie nichts anzufangen. Gewiß wäre es nur eine ärmliche pedantiſche Art von Poeſie, die nichts als metaphyſiſche Subtilitäten und abſtrakte Deduktionen verkörpern wollte, und es wäre eine verdächtige Philoſophie, die ihre Doktrinen nur durch Berufung an Leidenſchaft und Phantaſie begründen möchte. Hier aber hat Byron ſeine Subjektivität ſo ſehr ins Ich der Menſchheit verallgemeinert, daß er keineswegs ſelbſtgefällig und voreingenommen als Advokat und Richter auftritt, ſondern unanfechtbare Zeugen aufſtellt für die Wahrheit und Richtigkeit des Weltleids. Die tranſzendentalen Abſtraktionen Leben, Tod, Zeit, Raum und Ewigkeit werden nicht mit kaltem Vernünfteln abgehandelt, ſondern lebendig und leibhaftig von innen heraus gefühlt und deshalb vollkommen anſchaulich geſtaltet. Byron ſpielt wie ein Jongleur mit den Weltkugeln. „Die unbegreiflich hohen Werke", wir ſehen ſie ſichtbarlich mit Kain. Der große Fortſchritt über „Manfred" hinaus beſteht darin, daß Manfred tatſächlich nur einen Monolog bedeutet, worin ein zum Uebermenſchen Aufringender allein auf der Bühne ſeinen ſchon fertigen Leidenszuſtand durchſinnt, von einem Chor ſchattenhafter Geiſter umringt, die eben nur metaphoriſche Schatten ſeines eignen ungewöhnlichen Intellekts bedeuten. Im Kain aber ſehen wir das Keimen des Weltſchmerz und ſeine Begründung aus naiven Zuſtänden heraus, zu immer höherer Vergeiſtigung ſeiner Bedeutung für den Fortſchritt der Menſchheit; wir ſehen ein dramatiſches Entwickeln des gegebenen Charak-

ters, erst in Gedankenwagnissen und dann in Handlungen gipfelnd, die sich mit innerer Notwendigkeit aus diesem Willen ergeben müssen. Ja, müssen, denn die Kainsage hat sich unwillkürlich bei Byron zu jener ewiggültigen Tragödie gestaltet, daß der Mensch, je höher er sich geistig über sein gemeines Tagewerk erhebt, desto eher mit dem üblichen Sittengesetz in Zwiespalt gerät. Das ahnten schon unsere genialen weisen Altvordern an den Ufern des Jordan und Euphrat, als sie in monumentaler Urmythe Erkenntnis und Leben als Gegensätze, Erkenntnis und Schuld als gegenseitige Bedingungen auffaßten. Die zufriedene Unwissenheit des animalischen Menschen in Eden ist darum noch keine ethische Unschuld. Sobald der Menschengeist dazu erwacht, über sich und das All nachzudenken, beginnt auch seine unbefriedigte Unruhe, sein vorwurfsvolles Hadern mit der besten aller Welten. Je stärker nun der Intellekt wächst, desto leidenschaftlicher der Wille, genährt von immer steigender Empfindlichkeit des seelischen Leids. Gerade der wahre Uebermensch, statt der verzerrten Nietzscheschen Bestie, ist auch ein ethischer Riese, so tief er die landläufige Moral der Sitte verachtet. Denn für eine monistische Welterkenntnis können Wille und Intellekt nicht in Trennung verharren, wie Schopenhauer wähnt, sondern sind untrennbar eins. Intellekt schafft Willen, Wille schafft Intellekt. Kain der erste Mörder, gerade er besitzt das weichste, tiefste Gemüt. Nicht kalte Erbarmungslosigkeit, wie Pseudo-Uebermenschen, sondern warmes Mitleid erfüllt ihn: er ist zu groß, um in gemeinem Sinne egoistisch zu fühlen. Hingebend liebt er, sein Weib, sein Kind, alles Lebende, die arme stumme Kreatur, die Herrlichkeit der Natur reißt ihn zu Tränen der Begeisterung hin. Doch freilich, die sanfte Gutmütigkeit ohne Tiefe eines Abel, die stumpfe Resignation Adams fehlt ihm und das zugleich feige und egoistisch trotzige Wesen Mutter Evas stößt ihn ab. Er liebt nur, wo sein Urteil ihm Liebe einflößt; Familienbande erkennt er nicht an. („Wer ist meine Mutter,

wer ſind meine Brüder?" fühlte ja Chriſtus ſelbſt.) Seine Eltern flößten ihm keine Ehrfurcht ein, weil ſie zufällig, ohne es zu wollen, ihm Leben ſchenkten, ein Geſchenk, das er nicht wünſchte und das er zurückweiſt. Warum ſoll er ihre Schuld erben, ein Enterbter der Schöpfung? Abels dumme Religioſität, die Tochter knechtiſcher Furcht, haßt er, nicht Abel, der ihm gleichgültig. Aber ſein Haß wider das blinde, kalte Weltgeſetz entladet ſich endlich auch gegen den Mitmenſchen, der in denkunfähiger Stumpfheit die beſte aller Welten preiſt. So wird der ethiſch Beſte der Adamsfamilie ein Brudermörder. Byron hat die Tragödie des Uebermenſchen geſchaffen. Manfred iſt neben dem nur ein Knirps, ſo wie er umgekehrt ein Rieſe neben Lara war. Er verkörpert nur den Ichſchmerz des überreif gebrochenen, Kain den echten Weltſchmerz des ungebrochenen naiven Vollmenſchen. Doch in dieſer himmliſchen Hexerei, die uns magiſch umſpinnt, ahnen wir die Elemente eines reineren, feineren Seins. Wie ſeine Reue, nicht die feige Reue des Durchſchnittsmenſchen, ſondern die Trauer über den Abfall vom eigenen beſſeren Ich, Manfred übermenſchlich foltert, dafür hat Byron Töne gefunden, wie ſie nie gehört wurden. Mit dem tödlichen Schweigen des Grabes ſteigt die verlorene Aſtarte empor und die erhabene Trauer über das Geheimnis menſchlicher Exiſtenz richtet an ſie die letzte Frage über die Unſterblichkeit der Seele. Dieſer Aufſchrei: „Höre, höre, Aſtarte, du Geliebte ſprich zu mir!" zittert von Leidenſchaft, weil er aus des Dichters eigenem Herzen kommt, *in düſterer Erinnerung eigener Reue und Schuld*. Man glaubt, ſeine eigene wohllautvolle Stimme zu hören, heiſer von herzzerreißenden Akzenten der Qual. Goethes Fauſt bleibt eine Maske, Manfred aber iſt kein äußeres Symbol; wir wiſſen nur zu wohl, wer es iſt, der in dieſer Szenerie des Berner Oberlands (ſiehe Byrons Tagebuch) ſeinen Weheſchrei den Gletſcherwinden preisgibt. Wohl war ſchon ein anderer Lucifer in Einſamkeit feſtgeſchmiedet, der Prome-

theus des Aeſchylos, und Dante wanderte durch Höllen. Doch wie gewaltig überdonnert Byrons naturwiſſenſchaftliche Dichtung jene Stimmen der Vergangenheit! Jene andern Dichter laſſen ihrem Zweifeln und Klagen den Mund ſtopfen. Sie paktieren mit dem Teufel. Für Fauſt iſt kleinmenſchlich zuletzt der Ruhm das höchſte Gut: „Es kann die Spur von meinen Erdentagen nicht in Aeonen untergehen." Ihm fehlt die letzte Größe, die über ſich ſelbſt hinausdringt und ſich verneint. Byron und ſeine Typen ſind Sieger über Zeit und Raum. Mit dem All verhandeln ſie wie Macht zu Macht. Der ſterbende Manfred ſcheucht die Dämonen fort: „Beſtraft man Sünde nur durch größere Sünder?"

„Auf alles vorbereitet, leugne ich
Die Macht, die mich entbeut . . .
Wie ich gelebt, ſo ſterbe ich, allein . . .
Ich biete Trotz, wohl fühlend, daß die Seele
Von mir hinwegebbt, dennoch trotz' ich euch . . .
Nicht meine frühe Macht erkaufte ich
Durch Bund mit euch — nein, hohe Wiſſenſchaft,
Kaſteiung, Wagnis, Nachtwachen und Kunſt . . .
Ich ſtehe hier auf meine eigne Kraft . . .
Ihr habt Gewalt nicht über mich, das weiß ich . . .
Du haſt mich nie verſucht, du konnteſt nie,
Nicht dein Betrogener bin ich, deine Beute.
Nur ich war mein Zerſtörer, will es bleiben.
Des Todes Hand iſt auf mir — eure nicht! . . .
Zu ſterben iſt doch nicht ſo ſchwer!"

Als die Alpenhere ihm Erfüllung verheißt, wenn er ihr Gehorſam ſchwöre, ruft er entrüſtet: „Ich will nicht ſchwören. Ich gehorchen? Wem? Niemals!" und vor Arimanes will er nicht knien, auch nicht vor dem oberherrlichen Unendlichen (overruling infinite). Und warum nicht? Hier packen wir den innerſten Kern des Uebermenſchentums:

„Die Seele, die unſterblich iſt, vergilt
Sich ſelbſt, was Gutes ſie gedacht und Böſes,
Ihr Elend und ihr Ende ſchafft ſie ſelbſt
Und Zeit und Ort. Ihr eingeborener Sinn,
Wenn er entkleidet dieſer Sterblichkeit,
Entlehnt nicht Färbung von den flüchtigen Dingen.
Nein, er verſenkt in Leiden ſich und Luſt,
Aus der Erkenntnis eignen Werts geboren."

So trotzigſtolz auf ſein Menſchentum unterwirft ſich auch Kain weder Jehova noch Lucifer. Letzterer aber ſtärkt und ermuntert ihn in dieſem Aufbäumen über den Erdenſtaub. Auch er predigt die Unabhängigkeit und das Selbſtgeſetz des forſchenden Geiſtes:

„Duldet und denkt! Schafft eine eigene Welt
Im Innern, wenn die äußere verſagt.
So kommt der geiſtigen Natur ihr näher
Und eure eigene kämpft ihr ſiegreich nieder."

„Ja," ſagt er an anderer Stelle, „es iſt des Verſuches wert zu widerſtehen, weil's ohne ihn nicht beſſer wird. Eine Weisheit liegt im Geiſte, die doch zum Rechten führt." Alles Sterbliche iſt verächtlich, die Liebe nur eine ſüße Erniedrigung, ein entnervend ſchmutziger Betrug. Nur der Geiſt, das Denken, hat Wert: „Nichts kann den Geiſt erdrücken, wenn er nur erſelbſt ſein will und Mittelpunkt aller Außendinge wird, er iſt geformt zu herrſchen!" Hier allein wird jene nie beruhigte Unraſt des Erdenlebens überwunden, die Japhet in „Himmel und Erde" in das Gleichnis kleidet:

„Frieden! Was Frieden! Der verlaſſenen Oede
Ruhe, des unbetretenen Urwalds Stille,
Die nur der Sturmbraus bricht in ächzenden Zweigen,
Nur ſolchem gleicht die abgehetzte Seele."

Dieſe ſchwächeren Unglücksmenſchen jammern mit Kaſſandraſchreien. Aber ſie finden keine Kraft, in eiſernem Stolze

zu trotzen. Darum ist unter allen Weltschmerzdichtern nur einer, der Byron verwandt, ein kleiner, aber echter Nebensprößling: der stoische Alfred de Vigny, der in seinem letzten Briefe vom Sterbebette unter schrecklichen physischen Leiden seinem frivolen Kusinchen schreibt (Lettres 1896): „Du sprichst mir so viel vom Glauben und Gläubigen. Ich rate dir, an eins zu glauben: an m i ch."

Die großen Deutschen flüchteten sich in die Aesthetik, ihnen lebte Freiheit nur im Reich der Träume, das Schöne nur im Gesang, und elegisch trösteten sie sich über das stiefmütterliche Los des Idealismus: „Das ist das Los des Schönen auf der Erde." Anders Byron. Er suchte nicht Poetisches aus der gemeinen Wirklichkeit der Dinge herauszudestillieren wie Goethe, sondern er selbst machte das Poetische zur Wirklichkeit, trat als leibhaftige Poesie-Persönlichkeit in die Welt hinein. Während Burns und Byron die französische Revolution begeistert begrüßen, rieselte dem Goethe und bald sogar dem Marquis Posa Schiller ein gelindes Entsetzen übers empfindsame Gemüt. Goethe sprach gelassen das große Wort, daß des Franzmanns unruhiges Toben ruhige Bildung zurückdränge. Schiller ließ aus güldener Wolke einer Weisheit erhabene Sprüche tönen, die er von Freund Goethes Wolke geborgt zu haben schien: „Wo sich die Völker selbst befrei'n, da kann die Wohlfahrt nicht gedeihn." Beide hatten erst gedacht, daß man die Freiheit etwa mit Ablesen Klopstockischer Oden gründe; als sie historische Wahrheit sich erproben sahen, daß weltgeschichtliche Dinge nicht mit Lavendelwasser, sondern mit Blut und Eisen gemacht werden, da nahm ihre sittliche Entrüstung Reißaus, die sich dem tragischen Ernst des Weltwehs nicht gewachsen zeigte. Schiller stiftete auf Napoleon den Bänkelsängervers: „Einsam sitzest du auf deinem Throne, wie die eiserne Notwendigkeit," und es gereicht Goethe zum Ruhme, daß er verständiger und tiefer über die unbewußte Idealität des Weltumwälzers dachte. So erfordert denn auch die Gerechtigkeit zu

sagen, daß er über Byron mit einem objektiven Verständnis sich aussprach, das ihn als Musterdeutschen zeigt mit dem Vorzug des deutschen Geistes, einen universalen Ueberblick über Fremdes und Fremdartiges zu gewinnen. Er konnte nicht umhin, seinem hohen Zeitgenossen mit warmem Anteil zu folgen, um so mehr dieser selbst mit redlichstem, gutem Willen sich ihm anzuschließen suchte. Wenn also der immer parteiliche Elze zitiert, Goethe habe gesagt, daß Byrons „Lebens- und Dichtungsweise kaum gerechte und billige Beurteilung erlaube", so vergißt er natürlich, daß dieser alberne Satz nur in der Manfred-Besprechung steht, worin Goethe 1817, ohne von Byron irgendwas zu wissen und lange vor dessen persönlicher Annäherung, zwar den „seltsamen geistreichen Dichter" als „wunderbarstes, zu eigner Qual geborenes Talent" „mit Bewunderung und Hochachtung" nennt, aber schlankweg zu verstehen gibt, daß Byron den Faust plagiiert („in sich aufgenommen und hypochondrisch die seltsamste Nahrung daraus gesogen") habe, woran sich dann die aberwitzige Anekdote von einem Mord Byrons in Florenz (!) schließt, vom ehrwürdigen Kritiker mit feierlicher Sicherheit vorgetragen. Es spricht Bände für die Artung Byrons, daß er diesen Gallimathias mit gerührtem Danke als schmeichelhafte Ehrung entgegennahm, wie es ja freilich immer Eindruck machen muß, einen Goethe über einen Byron zu vernehmen. Bescheiden versicherte er nur, er kenne den Faust nur daher, daß ihm einige Partien viva voce übersetzt worden seien und nicht dies, sondern das Berner Oberland und „noch etwas anderes" habe den Manfred inspiriert. Wir möchten hierbei parenthetisch einschieben, daß Taine, der es fertigbringt, Byron analysieren zu wollen, ohne den „Kain" eines Wortes zu würdigen, auch in seiner Manfred-Analyse viel unnützes Gerede auftischt. „Byrons Geister sind nur Theatergötter, er glaubt an sie so wenig als wir . . ." selbst sein eigner Schüler Brandes hat gegen solches Unverständnis sich aufgelehnt. Allein, das hat Taine

doch erkannt: „In welche Mittelmäßigkeit und Flachheit verſinkt neben ihm der Goetheſche Fauſt! Ein trauriger Held, der immer nur ſchwatzt, Furcht hat und herumwandert. Seine größte Handlung iſt Verführung einer Griſette und ein Tanz in ſchlechter Geſellſchaft, zwei Heldentaten, die alle Studenten vollbracht haben . . . Welch ein Mann iſt Manfred neben ihm! Er iſt ein Mann. Er wird nicht beim Anblick eines Geiſtes zittern wie ein furchtſamer Wurm. Er wird nicht jammern, daß er weder Gold noch Gut, noch Ehre und Einfluß in der Welt beſitze." Ein Deutſcher, der nur in ſeiner Studierſtube gefährlich wird und mit Kant denkt: „Ich denke vieles, was ich aber nie den Mut haben werde auszuſprechen!" Manfred läßt ſich nicht von einem ſpaßigen Teufel als Schüler gängeln, er amüſiert ſich nicht auf einem Brocken-Ball. Herr über andre, iſt er vor allem Herr über ſich ſelbſt. Wenn aber Taine am Schluſſe meint, Goethe ſei Dichter des Univerſums, Byron des Individuums, und beides ſei nationaldeutſch und nationalengliſch, ſo hat ſeine leichthinhuſchende Oberflächlichkeit ſich eben mit Manfred genügen laſſen und nicht das Univerſale des „Kain" kennen gelernt. Dies Werk hat nun Goethe ſelber betroffen gemacht. Sein Fauſt, der ſich vorm Erdgeiſt am Boden krümmt, muß ſich ſagen laſſen, er gleiche nur dem Geiſt, den *er* begreife. Da ſprach ſich denn Goethes Erſtaunen über Byron-Kain folgendermaßen aus: „Der *über alle Begriffe* das Vergangene und Gegenwärtige und infolgedeſſen auch das Zukünftige mit glühendem Geiſtesblick durchdringende Dichter hat ſeinem *unbegrenzten* Talent neue Regionen erſchloſſen; was er aber in denſelben wirken werde, iſt von keinem menſchlichen Weſen vorauszuſehen." Später bei Byrons Tode ſah er ſich ſogar veranlaßt, ſein „Lebensverhältnis zu Byron" eigens niederzuſchreiben, deſſen „gründlich guter Wille, welcher uns ſelten begegnet, von einem ſo hochgefeierten Manne" doppelt angenehm berühre. Er ſei der deutſche Bewunderer des unübertroffenen

Zeitgenossen, dessen leidenschaftliche Lebensweise nur ein so grenzenloses und geistreiches Hervorbringen etwas verkümmert habe. Es scheint, daß Byron, den Goethes Verse an ihn „Ein freundlich Wort kommt eines nach dem andern" in Livorno noch gerade vor Abfahrt nach Missolunghi ereilten, in seiner Antwort einen Besuch in Weimar versprochen habe. Denn Goethe bedauert, daß er nach „Ableben des hohen Schreibenden" nun nicht mehr den Freund und Sieger „persönlich begrüßen" dürfe. Innig hebt er nun hervor, daß „alle Schlacken des Individuums, durch die auch der Beste sich hindurchzuarbeiten hat, nur augenblicklich und hinfällig" seien, „wogegen der staunenswürdige Ruhm, zu dem er sein Vaterland für jetzt und künftig erhebt, in seiner Herrlichkeit grenzenlos und in seinen Folgen unberechenbar bleibt". Weiter kann man freilich nicht gehen*). Wir berufen uns füglich auf diesen Wahrspruch des Berufensten. Was möchte der deutsche Dichtergreis wohl still für sich mephistophelisch gekichert haben, hätte er noch die Schmähungen genießen können, mit denen sein Anbeter und Hoheprieſter Carlyle später Byron überschüttete! Und nicht ungehört wollen wir auch den Nekrolog eines andern mit Recht und Unrecht Gefeierten, einer überschätzten und heut unterschätzten Literaturgröße unter Byrons Zeitgenossen verhallen lassen. Also schrieb Walter Scott, nachdem schon die einstige Widersacherin Byrons, die Edinburgh Review, auf die Todeskunde den Klageruf erhob: „Es ist kein König mehr in Israel!" Das soll auch ihm, den ein Elze als Zeugen gegen Byron anzuführen wagt, nicht vergessen werden. „Wir sind durch eine jener Todesnachrichten aufgeschreckt, die wie eines Erzengels Drommete die Seele einer ganzen Nation wecken soll. Byron hat das Los der Menschlichkeit geteilt. Wir fühlen, als sei das große Licht des Himmels plötzlich

*) Zu Eckermann äußerte er: man nehme das Negative aus Byron weg „und er wäre so groß wie Shakespeare", was, in Goethes Munde das Höchste bedeutend, wir doch nicht unterschreiben wollen.

verschwunden, als gerade jedes Teleskop sich erhob, um nach Flecken zu forschen." —

Die geniale Frechheit, versteckteste Psychologiebefunde im Konversationston auszuplaudern, konnte nur dieser Lord im „Don Juan" aus dem Aermel schütteln, wo eine Swiftsche Ader sich ausblutet, doch die Satire zu schalkhaftem Humor sich mildert. In den letzten Gesängen, wo sich gar keine reinpoetischen Bilder mehr herausschälen, hat er das Marmorzeitalter des hyperzivilisierten Highlife zuerst für die Poesie entdeckt, Thackerey hat die klassischen Linien nur mit allerlei Füllsel ausgestopft. In Shakespeare lebt der dichterische Wille zur Tat, in Byron nur der Wille zur Analyse; doch wenn ersterem die weitaus größere Stärke innewohnt, so letzterem größere modern differenzierte Feinheit. Wie er im „Kain" die Einfalt eines Ursprünglichkeitsstils erzwang, so hier in zwangloser Titanenplauderei zittert und blitzt jede Schnurre von warmem Leben. Nichts entgeht ihm: nicht das Nachtgeschirr Julias, nicht das Kaffeefrühstück mit Eiern, das Haidee dem Meerverschlagenen als sorgsame Nausicaa bereitet, nicht Pantoffeln und Himmelbett der Gulbeyaz, nicht die Nachtwirtschaft im Serail, nicht die Kindergärtnerei der Donna Inez, nicht die kleinste vornehme Ziererei der Lady Amundeville. Doch fern am Horizont wogt „das Meer der Ewigkeit". Der eddahafte Freskostil in der Vision „Finsternis" hat keine schrecklichere Ruhe, als die burleske Metaphysik dieses symbolischen Weltgedichts. Seine Muse ist „die aufrichtigste, die je mit Fiktion sich abgab" (XII, 2), „sie sammelt ein Repertorium von Fakten" (XIV, 3), die Dokumente scharrt er nicht mühsam zusammen, sie strömen ihm von allen Seiten zu: „Ich rassele weiter, gerade wie mein gewöhnliches Plaudern" (XV, 19). Er schwatzt nicht indiskret wie ein klatschender Dienstbote, ein großer Herr wie er deutet nur „eine Geschichte für Freimaurer" (XIV, 22) an. Poesie ist nur ein Strohhalm, der zeigt, wohin der Wind weht (XIV, 8).

„Ich schau' mich um in Hütte und Palast, der Goethesche Mephisto zu mir paßt" (XIII, 7). Doch Mephisto spottet wie ein boshafter Teufel, Byrons hemdärmelige Aufgeknöpftheit läßt das olympische Lachen eines Gottes los, der sich in einem Winkel auf Halbsold zurückzog und statt Nektar etwas Lethe kneipt, sich selbst zu vergessen in bunter Komödie menschlicher Narretei. „Ich habe keinen Plan als mich zu amüsieren, ein neues Wort in meinem Diktionär" (IV, 5). Den Sancho Pansa des Materialismus läßt er nur zu Worte kommen, um verstiegene Ideologie zu geißeln, die gegen Windmühlen ficht. Was ist der Durchschnittsmensch, wenn man ihm die Kleider auszieht und die Tressen abschneidet? Ein Affe oder ein Wolf (II, 81; IX, 20, 21), sogar ein Kannibale. Weil du vernünftig, mußt du dich betrinken, das Beste ist im Leben Trunkenheit (II, 179). Liebe ist veränderlich (II, 210), unselig, selbstsüchtig (III, 2; IX, 73—76), Romantik welkt (IV, 3, 99), den Geist beherrscht der Körper (V, 52). Umsonst forscht man dem Tode nach (V, 39), alle Geschichte wird Farce (V, 60), Liebe und Ruhm sind Meteore, Poesie nur Nordlicht (VII, 1, 2). Nur primitiver Naturzustand paßt für die Menschenbestie (VIII, 60), der Tod verlacht uns, wir alle sind Nullen IX, 11—19). Die Naturwissenschaft ändert wenig, reindenkerische Spekulation leistet doch noch mehr (X, 1—4). Alles relativ. Polygamie ist sehr zweckmäßig (VIII, 105). Für einen Briten, der lieber zehn Lügen als eine Wahrheit über das Ausland hört, wird er unverschämt international, kennt den Professor Kant in Königsberg, Friedrichs Eskapade bei Mollwitz, Blüchers Rettung der Briten bei Waterloo (VIII, 22, 48, 49). Seine kleine Türkin Leila erbost sich gottesfürchtig über die Canterbury-Kathedrale (X, 75). Den Landsleuten sagt er gründlich die Wahrheit (X, 67, 84, 85; XII, 89; XIII, 6, 18). Ueber Literaturberühmtheit macht er sich geradeso lustig (XI, 56), wie über die internationale Plutokratie (XII, 6), Demago-

gie (IX, 25) und Krankheitsfrömmigkeit (XI, 6). Das Leben, besonders das Highlife, ist öde und langweilig (XIV, 78—80; XV, 1), widerspruchsvoll wie der Dichter selber (XV, 23, 88), Englands Größe lächerlich (XV, 92, 93; XVI, 1), die politische Welt ein Tollhaus (XIV, 82—84), historische Größe Humbug (VIII, 14; XIV, 101, 102) und philosophisch alles ungewiß (XI, 1; XIV, 1—3; XV, 99). Nur eins bleibt übrig als Ideal: freies Denken (XI, 90) und tödlicher Haß gegen alle legitimen Unterdrücker, den er vor männiglich bezeugt (VIII, 50, 51, 134—137; IX, 1—10, 24, 26—28, 34—40). Klotzig ruppiger Johnbullismus, Seihen subtilster Haarspaltereien, alle Saltomortale und Lazzi übermütiger Schöpferlaune werden hier mit einer spielenden Hurtigkeit in ein Feuerwerk souveränen Genies aufgelöst, als sei die gebundene Rede die natürlichste Redeweise, natürlicher als Prosa. Mit wunderbarer Leichtigkeit alle selbstgesuchten raffiniertesten Sprachschwierigkeiten bemeisternd, überzeugt Byron den berückten Hörer, daß Rhythmik die üblichste Sprachgewohnheit sei und als pflege man am richtigsten in Versen zu denken. Der antiquarisch klassische Plunderpomp, der opernhafte Flitter, die symmetrischen Antithesen und die melodramatische Phantasmagorie, die in seinen Jugendepen kaleidoskopisch vor den Augen flimmert ohne zu erwärmen, die kalten Salvator-Rosa-Schatten haben sich unter Italiens Sonne zu warmer Lebensfülle umgewandelt, die in göttlicher Ruhe die Schönheit in sich saugt. Ein ununterbrochenes Reifen.

Verständnis für reine Poesie in abstraktem Sinne, wobei das Drama als Handlung ausscheidet und nur als Gesamtkonzeption sowie in seinen stets unwillkürlich lyrisch anmutenden Höhepunkten in Betracht kommt, Verständnis vollends für die Technik der Verskunst ist nur wenigen verliehen. Daß es zweibeinige Wesen gibt, die Heine das Dichtertum absprechen, daß die Franzosen Hugo und Lamartine für große Dichter halten, während einzig Musset dies Prä-

dikat in beſchränktem Sinne verdient, ſagt hier genug. Wenn engliſche Aeſthetik ſchon Burns, Shelley, Wordsworth, Tennyſon als Muſter gegenüber Byron aufſtellte, ſo darf unſere Entrüſtung nicht verkennen, daß derlei einſeitige Standpunkte aus ſchiefem Sehwinkel immerhin einer gewiſſen winzigen Wahrheitsbaſis nicht entbehren. Burns ſtrömt Duft aus wie friſches Heidekraut, Töne wie Rauſchen von Hochlandwaſſern, und dieſe naive Naturfriſche darf man bei Byron nicht ſuchen. Wordsworth hat eine innige Verſenkung in Naturbetrachtung, Shelley Aufſchwünge ſchwärmeriſcher Allberauſchung, eines Einswerdens mit den Elementen, die der Byroniſchen Selbſtherrlichkeit nicht gegeben ſein konnten. Sogar der paſtorale Cottageäſthet Tennyſon, der in Frack und weißer Halsbinde einen Salonkronleuchter ambraduftiger Kerzen mit Glacéhandſchuhen anzündete, löſt hier und da (im Feinſchmeckerbiſſen „Die Lotoseſſer", einigen Strophen von „Locksley Hall" und dergleichen) intime Kunſtreize aus, einen überfeinen Stimmungshauch, wie man ihn bei Byron ſelten findet. Der naiv poetiſch Empfängliche, der nicht nach äſthetiſchem Raffinement, ſondern nach dem unmittelbaren Eindruck urteilt, wird dies Zugeſtändnis aber nicht mal begreifen und ſein Inſtinkt leitet ihn dabei kaum irre. Denn das reine Künſtlertum, die feilende ausreifende Vollendung im Kleinen, liegt dem Dichter höchſten Ranges ganz fern, gerade er aber erreicht eine andere Kunſt, wie kein ſinniger Schwelger im Schönen ſie je erreicht, unwillkürlich auf dem Anſtieg der Leidenſchaft. Einen beflügelten Sänger einen „Künſtler" ſchimpfen kann nur tiefe Verkennung des Weſens und der Aufgabe eines Dichterdenkertums, das nicht harmoniſche Melodien und Farben, ſondern Viſionen von Größe und Macht der Menſchenſeele hervorzaubern will. Deshalb entſpringen obige abfällige Vergleiche nicht nur troſtloſer Einſeitigkeit, ſondern unheilbarer Kleingeiſtigkeit. Burns iſt der Shakeſpeare des Liedes, aber auch nur des

Liedes, Wordsworth bleibt ein sinniger Botaniker von Wald- und Wiesengefühlen, Tennyson ein Goldschmiedziseleur, dessen feinpoliertes Kunsthandwerk stets die saubere Oelung seines Ateliergeräts verrät, Shelley bleibt trotz seiner orphischen Weihe in blutloser Allegorie stecken. Byron aber, so stolz er über der Natur steht, wirkt trotzdem mit der Gewalt ursprünglicher Natur, sich selbst Gesetz. Seine elementare Leidenschaft und der beispiellose Umfang seines Gedanklichen werden selbst ein Naturelement.

Ihn erhebt seine Gestaltungsgabe, innerhalb der ihm eigenen Gattung dieser halbsubjektiven Gestaltung, himmelhoch über bloße Lyrik. Ein vulkanischer Boden verarbeitet sich in sich selbst mit steten Veränderungen und Byrons verwandlungsfähige Beweglichkeit („mobility" hieß dafür sein selbstgefundenes Wort) schuf sich eine eigene Vortragsform. Dabei waltet aber ein inneres System. Wie „Lara" und in anderm Sinne die einheitlich edle Stimmung des „Gefangenen von Chillon" eine Vorstudie zum „Manfred", so „Beppo", „Bronzezeitalter", Vision des Gerichts" und in anderm Sinne „Mazeppa", „Die Insel" Vorstudien zum „Don Juan", dessen tieferen Gehalt auch „Sardanapal" vorbereitet. „Tassos Klage", „Dantes Prophezeiung", „Ode an Venedig" bereiten die venezianischen Dramen vor. Auch hier tritt Reinpersönliches im venezianischen Domino auf, Falieri verbindet sich mit den Plebejern, ohne doch Ahnenstolz auf vornehme Geburt unterdrücken zu können, das Weh des Exils in den Foscari erinnert daran, daß der Lord noch im „Don Juan" seines Stammschlosses gedenkt. Er selbst war jetzt ein Nobile jener „Feenstadt des Herzens", „die er von Kind an liebte" (Ch. Harold) geworden, deren Adelsoligarchie so sehr der britischen glich. Karbonaro Byron spricht von Falieris Schafott zu seinen Bundesbrüdern. In assyrischer Maske lebt Lord Sardanapal in einem Weltgeschichtskonflikt Persönliches aus, Myrrha ist Therese Guiccioli, wie sie auch in Mazeppas Therese und

ihrem eiferſüchtigen Gatten vorſchwebt, und prophetiſche Ahnung hat dem Helden von Miſſolunghi die Feder geführt: Er (Sardanapal) „verdient ein Griechengrab als Monument".

Wo er einmal auf Chriſtus zu ſprechen kommt (Don Juan XV, 18), fügt er hinzu: „Wenn je Gott Menſch oder Menſch Gott war". Dieſer Gottmenſch iſt der Uebermenſch, nicht die Nietzſcheſche blonde Beſtie. Der Lord klagt mit Kain: „Nie mehr, nie mehr, o nimmermehr, mein Herz, kannſt du hinfür mir Welt und Weltall ſein" (D. J. I), doch er fühlt mit Lucifer: „Mein Altar ſind Berg, Meer und Firmament, alles was von dem Allſein ausgegangen, das uns erſchuf und ſoll zurückempfangen", „Wer hören mag, Muſik iſt überall, das All iſt nur der Sphären Widerhall". Und wenn er ſingt: „Denn die beherrſcht ſind vom Unmittelbaren, das ſind gewiß in Wort und Tat die Wahren" (D. J. XVI, 97), ſo erkennen wir im Berſerkern temperamentvoller Angriffsluſt eine urgermaniſche Heldenleidenſchaft, die entſchloſſen ſich allem widerſetzt, was nach Zwang und Verlogenheit ausſieht. Im Bewußtſein ſeiner Größe gibt er ſich ganz, wühlt den ganzen Orkan ſeines Innern auf, eine Welt für ſich, geradeſo groß wie die objektive Shakeſpeariſche Außenwelt. Doch ſelbſt Goethe geſtand, daß ihm die Aufgabe zu groß erſcheine, alle Tiefen Byrons auszuſchöpfen: „Je tiefer man in das Werk eines ſolchen Geiſtes eindringt, deſto mehr empfindet man, wie ſchwer es ſei, es in ſich ſelbſt, geſchweige für andere zu reproduzieren ... Denn was ſoll man von einem Erdgeborenen ſagen, deſſen Verdienſte durch Betrachtung und Wort nicht zu erſchöpfen ſind?" So blicken wir denn mit unſerm allzu menſchlichen deutſchen Vollmenſchen zum Uebermenſchen Euphorion auf, wie Goethe ihn als Sohn der Antike und des Fauſtdrangs auffaßte: „*Nicht allein, wo du auch weileſt, denn wir glauben dich zu kennen*". Vor ſeinem Prometheuswillen zittern die Blitze in Jupiters Hand, Lu-

cifer donnert gegen Jehova, wie Byron gegen die heilige Allianz irdiſcher Zaunkönige. Er rechtet mit den Gewalten, die über uns im Dunkel herrſchen: warum werde ich in Schuld verſtrickt, fällt ſie nicht auf euch zurück? „Ich bin nicht ohne Schuld, doch ſeid ihr ſchuldlos?“ (Falieri.) Wie aber ſteht es mit dieſer determiniſtiſch beſtimmten Schuld im verfeinerten Zartgefühl eines ſo edlen Ichs, das ſich in jedem Leidenden wiedererkannte? Wenn wir Wahrhaftigkeit als unveränderlichen Grundzug ſeines Dichtens erkennen, werden wir dann das ſtarke Schuldbewußtſein, das mit elementarer Gewiſſensſprache aus ſo mancher machtvollen Beſchwörung fiebert, das ohne jede moraliſche Farbenblindheit ſich mit keiner Selbſttäuſchung abfindet, nur als leeren Wahn und poetiſche Poſe auffaſſen dürfen? Wenn er nicht wie Nietzſche das ſchlechte Gewiſſen als ſelbſtzerfleiſchende Schwäche auffaßt, ſondern die Dinge furchtbar ernſt und ſchwer nimmt, ſo fragen wir: welche Dinge? Hat wirklich ein beſonderes Unglück ihn zum Prieſter des Leids geweiht? Dieſe alte Frage werden wir nun beantworten, das Geheimnis ſeines Lebens aufdecken.

Byrons Lebensgeheimnis

In einer neuen sorgfältigen Byronausgabe von Henley (London, Heinemann) wird beklagt, daß England seinem größten modernen Dichter gleichgültige Vernachlässigung angedeihen lasse und daß hierfür hauptsächlich konventionelle Verpönung seiner angeblichen Immoralität entscheide. In der Tat erinnern wir uns, 1877 in London anläßlich damaliger Byronausstellung für ein mittelmäßiges Denkmal (1880 enthüllt) einer reizenden Wortspiel-Persiflage im „Punch". Im Londoner Gemeinderat ruft eine Stimme: „Sprecht mir nicht von eurem unmoralischen (immoral) Byron!" Andere Stimme: „Unsterblichen (immortal)!" „O das ist ganz dasselbe!" Hier ist nicht der Ort, eingehend Byrons grundedlen Charakter, in dem von Anfang an eine Verneinung des Ichwillens, der sich nur als Prophet des Weltleids bejahte, der Willensbosheit des sinnlichen Lebens entgegenarbeitete, von albernen Fälschungen und Verdrehungen reinzuwaschen. Selbst deutsche Biographen wie Elze leisteten Großes darin, die nun mal unbestreitbare unerschöpfliche Mitleidgüte dieses wahren Uebermenschen durch Verdächtigungen seiner durch und durch vornehmen Gesinnung abzuschwächen und die falschesten bestochenen Zeugen lieber vertrauensvoll anzuhören, als die viel zahlreicheren Zeugen und dokumentären Beweise des Gegenteils. Byrons bittere Hoffnung „Mir wird erst Gerechtigkeit widerfahren, wenn meine Hand so kalt wie die Herzen meiner Verleumder" ging nicht mal in Erfüllung. Wenn ein klassischer Zeuge wie Shelley den Spruch hinterließ: „Nun ist Byron geworden, wozu ihn die Natur bestimmte, ein wahrhaft tugendhafter Mann", so wird dies

überhört. Aber wenn mal jemand in übler Laune aus oberflächlichster Autopsie das Wort fallen ließ: „C'est du génie mal logé" — es war Stendhal, nicht Scott, dem unser gründlicher Elze es zuschrieb —, dann hat dies abschließenden Wert. Obendrein ergibt der Zusammenhang bei Stendhal einen wesentlich anderen Sinn und er blieb trotzdem Byrons warmer Bewunderer, Scott vollends ihm derart zugetan, daß er behauptete, eine Vision Byrons nach dessen Tode deutlich erlebt zu haben. Wenn Byron einen anmaßenden Tatmenschen wie Trelawney*) keiner Unterhaltung von spirituellem Glanze würdigte, wenn er eine Salondame wie Lady Blessington, die ihm sein Innerstes abfragen wollte, durch geistvolle Zynismen zum besten hielt, so wissen wir damit natürlich, daß der große Mann im Leben „vornehmes Salongeschwätz" pflegte! Daß Shelley (siehe früher Stendhals Bemerkung darüber) Byrons persönliche Gespräche einfach berauschend („Julian und Maddolo") nennt, dies Zeugnis eines halbwegs Ebenbürtigen, dem Byron sich erschloß, hat kein Gewicht. Ein Dutzendliterat Leigh Hunt entwirft ein Zerrbild, das Moore treffend auspeitschte:

„Wir werden uns nächste Woche erfreu'n
An Reminiszenzen, merkwürdig genug,
Die über einen großmächtigen Leu'n
Ein niedlicher Kläffer zusammentrug.
Wenn's auch ein schäbiger Köter, schau',
Sein Gemüt ist aristokratisch gestimmt.
Und wenig Hunde wissen genau,

*) Dessen Wahrheitsliebe obendrein englischerseits als sehr fragwürdig erwiesen wurde, wozu auch sein sonst prächtiges Buch „Abenteuer eines Jüngeren Sohnes" (vergl. meine Englische Literaturgeschichte) begründeten Anlaß gibt. Auch dem neidischen Galt darf man nicht blindlings trauen, obschon er gerecht zu sein strebt. Seine verletzte Eitelkeit, so liebenswürdig Byron gegen ihn verfuhr, führt ihm meist die Feder.

Wie ein Leu ſich unter — Freunden benimmt.
Wie ſolch Tier ſich bewegt, wie es trinkt, wie es frißt,
Hat all dieſer ärmliche Schwätzer notiert.
Und daß der Leu ſo Großes nicht iſt,
Denkt Hundchen, nun ſind wir doch informiert.
Er brüllte zwar hübſch, klein Hundelchen ſagt,
Doch war's all nur geborgt, Gebrüll zweiter Hand.
Und ſein Wauwauchen ihm beſſer behagt,
Als der donnerndſte Ton, den der Löwe verſandt.
Für einen Zyniker wahrlich ein Spaß,
Zu ſehn ſolch ſchäbiges Hausgetier
An den Herrn der Wälder legen ſein Maß,
Aburteln die Leu'n nach Hundemanier.
Ja, fett wie er iſt durch Biſſen allein
Vom Tiſche des Löwen an jedem Tag,
Hebt er über des Großen Kadaver ſein Bein
Und tut, was ſolch kleiner Köter vermag.
Doch das Buch ein gut Exempel mich deucht,
Was einem nobelen Löwen droht,
Wenn er aus ſeiner Küche die Hunde nicht ſcheucht,
Die er füttert und die ihn begeifern im Tod."*)

*) Zwar nennt Moore irrig Byron, der den Zudringlichen abſchüttelte, Hunts Wohltäter, doch ſelbſt Galt gibt Hunts pekuniäre Verpflichtung zu. Galt liefert beiläufig Beſchreibung einer Sturmfahrt in Byrons Jacht, wobei dieſer wie ſtets durch Furchtloſigkeit glänzt, Shelley aber eine kläglich feige Rolle ſpielt. Nun, ſoll man etwa daraufhin Trelawneys liebevolle Shellenzeugniſſe ablehnen? Nein, doch weil der eitle gallige Raunzer ja auch Frau Shelley beſchimpfte und ſpäter ſeine Shelley-Lobpreiſung recht einſchränkte, darf man auch ſeine abfällige Byron-Benörgelung nicht ernſt nehmen. Köſtlich klatſcht auch Lady Bleſſington über Byrons kleinlichen Aerger, daß ein obſkurer Stümper ihm ſeine Gedichte widmete: Georg Soundſo „ſeinem Georg Byron". Der Menſch habe ihm doch wenigſtens ſeinen Titel laſſen ſollen! Ach, den wahren Grund ſtolzer Entrüſtung, daß nämlich eine Null einen Großen als ihresgleichen anredet, zu äußern verbot der gute Ton. Nicht der Lord, der Dichter war beleidigt. Doch ſo begreift alles über Byrons angeblichen Lordshochmut Aufgetiſchte, wer den rechten Sehwinkel hat.

Aber ein Elze und überhaupt der Chorus seiner sogenannten Biographen klatschen teilnehmend Bravo zu jedem Klatsch. Umgekehrt hat aber Moores Biographie eine richtige Auffassung schon in den Quellen verfälscht, indem er meisterhaft verstand, von Byron als einem „durch und durch englischen" urgemütlichen Knaben allen romantischen Schmelz abzustreifen. Nun hat zwar Charles Nodier recht, daß poetische Naturen auch Geringfügiges an- und aufrege, aber Byron als sublimer Geck, der über eingebildeten Leiden brütet, ist ein Wahngebild, das alles Unheimliche treuherzig zu beseitigen sucht, dabei ihn aber als sentimental-verlogen malt. „Man gibt sich am liebsten für das aus, was man nicht ist", sagte einst der bekannte Diplomat Sir W. Temple, und Byron als eraltierten Narren auszugeben untergräbt zugleich den Glauben an die Wahrhaftigkeit seiner Poesie. Aber nur willkürliches Spielen mit unaufgeklärten Tatsachen, Beiseiteschieben und Vertuschen, brachte die unhaltbare Karrikatur Byrons als eines Weltschmerzkomödianten, der den sterbenden Fechter spielt, zustande. Vorurteilslose Untersuchung zeigt ihn vielmehr als eine im Grunde menschlich schlichte und einfache Gestalt, etwa wie Friedrich den Großen und den alten Inderkönig Asoka und neben diesen erscheint er unter allen Genialen, deren Privatleben wir kennen, als der Reinste und wenigst Selbstsüchtige, deshalb natürlich auch am ärgsten Geschmähte und Verleumdete. Ueber Mussets stolzes Fühlen „Ein armer unbekannter Poet ist mehr wert als alle Gesetzgeber der Welt" zuckt freilich die moderne Philisterwelt ihre werten Achseln und ihrem wissenschaftlichen Ammenmärchen vom Pathologischen jedes Genies — als ob der Normalleisten der Mittelmäßigkeit je eine Genie-Elle abgeben könnte! — wird Byron als hochgradiger Hysteriker oder Neurastheniker plausibel. Während aber heutige Biographen bevormundend für mildernde Umstände des reuigen Angeklagten bezüglich seines schwankenden „unmännlichen" (!) Charakters plädieren und gerade in

der Eheſcheidungsſache ein herablaſſendes Wohlwollen zu Byrons Gunſten bewahren, müſſen wir leider die heut gang und gäbe pſychologiſche Aufhellung dieſes angeblich offenen Geheimniſſes erbärmlich zurichten.

Goethe ſprach Euphorion-Byron zu: „Liebesglut der beſten Frauen". Die gute Guiccioli verſichert in ihren Byronmemoiren, daß er ein leibhaftiger Erzengel mit roſa Flügeln war, und das Kapitel „Seine Fehler" weiſt nach, daß er überhaupt keine hatte außer einer übertriebenen krankhaften — Beſcheidenheit und bis zur Schwäche gehenden Menſchenfreundlichkeit! Sie kannte ihn ja gut, doch ſollte Lady Byron ihn minder gut gekannt haben? Nun hat ſich zwar der Wahn eingebürgert, nachdem ſie früheren Skandalſkriblern als unterdrückte harmloſe Unſchuld und armes Gänschen galt, ſie ſei eine nur dem Schein lebende Heuchlerin geweſen, die aus teufliſcher Bosheit mutwillig ſein Leben zerſtörte; mit Monomanie oder — wie neuerdings Profeſſor H. Conrad in einer ebenſo geiſtreichen wie grundfalſchen Studie annimmt — rachſüchtigem Größenwahn behaftet. Engliſcherſeits hieß es ſchon: „Er wollte ein unmögliches Ungeheuer ſein (?!), ſie eine unmögliche Heilige. Seine Manie zerſtörte ſein eigenes Glück, die ihre das Glück ihrer Familie. Weſſen Wahnſinn war gefährlicher?" Lauter Tratſch! Wer von den Zeitgenoſſen ſagt denn, ſie habe ſich als perfekte Heilige aufgeſpielt? Sie war im Gegenteil eine liebenswürdige, würdevolle, auffallend kluge und hochgebildete Dame, eine echt engliſche Lady, nicht mal übermäßig rigoros in religiöſen und moraliſchen Anſichten. Und die alberne Mythe, er ſei le fanfaron de ses vices geweſen, richtet ſich ſelbſt durch die Tatſache, daß er ſelbſt ſtets das Gegenteil bekundete und ſich davor verwahrte, ſeine Poeſiegeſtalten mit ſeinem Privatleben zu verwechſeln.

Seine Liaiſons 1813—15 mit eraltierten „Löwinnen", ſeine kurze Haremswirtſchaft in Venedig 1817, kümmern uns hier ebenſo wenig, wie ſeine ſechsjährige freie Ehe mit der

Komteſſe Guiccioli. Wir beſchränken uns auf die Feſtſtellung, daß Byron von ſich ausſagen durfte, er habe noch nie ein Mädchen verführt, und daß er, ſo arg ihn das in den Augen modernſter Uebermenſchen herabſetzen mag, nichts weniger als ein Don Juan geweſen iſt. Den Frauen aus dem Wege gehen, war die einzige Methode, mit der er ſich retten konnte, da ſich ihm Tugend- und Laſterhafte mit dem gleichen Hypnotiſierungsſchrei an den Hals warfen: „Dies bleiche Geſicht iſt mein Schickſal!" Aber ihm ſelbſt behagte dieſer Weihrauch nur mäßig und er gab höflich zu verſtehen: Bitte, ihr ſeid nicht das meine! Mit Ausnahme jener ganz kurzen, nur aus Trotz ſich abgerungenen Ausſchweifungen in Venedig neigte ſein Naturell durchaus zur Monogamie. Zwar beliebte es der Welt, die erdichtete Wüſtlingſchaft des „Childe Harold", welche der junge Dichter in den Einleitungsverſen erwähnt, ihm ſelber zuzuſchieben. Der Byronforſcher hingegen weiß genau, daß das angeblich ſo vielſeitige Liebesleben des Jünglings nur auf eine einzige „heftige Leidenſchaft" einſchrumpft, ein dreijähriges Verhältnis vor ſeiner Haroldfahrt mit einem Mädchen, das ihn oft in Männerkleidung begleitete, und die er als „jüngeren Bruder" ausgab wegen ihrer frappanten Aehnlichkeit. Hierauf bezieht ſich der verkleidete Page im „Lara" und die Schweſter Aſtarte im „Manfred", die Anlaß zu ſolcher Mißdeutung gab: „Sie glich von Antlitz mir, von Haar, von Auge, in allem ſelbſt bis zu der Stimme Ton war ſie mir ähnlich, wie man ſagte." Dies deckt ſich alſo völlig mit der oben angeführten Tatſache, nur daß hier aus einem angeblichen jüngeren Bruder eine wirkliche Schweſter wird, ſo daß ahnungsloſe Outſider hier die Inzeſtfabel förmlich mit Händen griffen. So beruht ja oft im Leben der Anſchein nur auf kritiklos ungenügender Nachforſchung und es blieb uns überlaſſen, die gleichfalls mit Händen zu greifende Wahrheit aufzudecken.

Wem glich die gute Schweſter Auguſte? Ach, ſie glich ihrem Bruder weder äußerlich noch innerlich, weder Adler noch Schwan, eine biedere häusliche Henne. Auch paßt wahrlich nicht auf ſie das Los Aſtartes: „Sie liebt' ich und zerſtört' ich . . mit dem Herzen, das das ihre brach." Niemand aber beſtritt je, daß Manfreds Reueſchrei: „Mein Weh ſoll eine Zunge finden" hier mehr denn je eine perſönliche Beichte des Dichters bedeutet. Und ſiehe da, während des Scheidungsſkandals ſchreibt er: „Könnte mein Herz brechen, dann wär' es in früheren Zeiten geſchehen" und: „Vergangenes hat mich entnervt". Nun, wir werden ſehen, daß ſich für ſolch unheimlichen Hinweis nur eine Deutung finden läßt, daß die mit dem ſogenannten jüngeren Bruder identiſche Aſtarte noch andern Dichtungsnamen Thyrza führte. Wenn aber die Erinnerung des Selbſtverbannten und Geächteten, über ſeinen zertrümmerten Penaten brütend und gleichſam mit dem Leben abſchließend, ausſchließlich zu jener Aſtarte zurückſchweifte, dann muß ſie wohl beſtimmend im Vordergrund ſeiner Vergangenheit geſtanden haben. Wenn man irrig die Geſchwiſtertragödie buchſtäblich nahm, mindeſtens als dichteriſchen Niederſchlag der kurſierenden Verleumdung, in die Byrons Phantaſie ſich trotzig eingewühlt habe, ſo hat vielmehr die Kriſe ſeines Schickſals, in welcher ſich der Uebermenſch in ihm emporrang, ihn an jene Cambridgezeit erinnert, die er ſelbſt einmal „die romantiſchſte ſeines Lebens" nannte. Doch dieſer Wink ſcheint für alle bisherigen Biographen in den Wind geſprochen, weil das Weſen, das ihm ſo „heftige Leidenſchaft" einflößte, wie vom Abgrund verſchlungen blieb, Namen und Ende unbekannt. Aber Byron wußte, was er meinte; Manfred ſei weder von Goethe noch Marlowe angeregt, ſondern von den Alpen und „etwas anderem". Wie man Moores Täuſchungsverſuch, „Thyrza" für eine Phantaſiegeſtalt auszugeben, unwiderleglich zerſtören kann, ſo ſchöpfen Man-

freds Ausbrüche von Leid und Reue wie immer bei Byron aus unmittelbarstem Erlebnis.

Gegen Erraten und Entdecken der Wahrheit verschwor sich aber alles. Ein unheimliches Verhängnis wollte, daß seine Freunde jener Cambridgezeit, die sich sofort erinnert haben würden, schon als der weibliche Page in „Lara" seine Aufwartung machte, sämtlich 1811 plötzlich (Ertrinken, Fieber usw.) weggerafft wurden — d. h. im gleichen Jahre, wo die mysteriöse Thyrza angeblich starb. Diese Freunde wären vielleicht klassische Zeugen gewesen, am Ende gar „Zeugen" im formalen buchstäblichen Sinne!

Der Amerikaner Jeaffreson hat die Guiccioli ihres romantischen Nimbus entkleidet und es läßt sich nicht leugnen, daß Byron zuletzt der ungebildeten Italienerin überdrüssig wurde, deren Zuneigung keineswegs selbstischen Beigeschmacks entbehrte. Immerhin muß man staunen, daß ihre „Erinnerungen an Byron", wenn sie diese selber schrieb, manches Gute enthalten und selbst ihre epochemachende anthropologische Entdeckung seiner absoluten Engelhaftigkeit die Tiefe der Liebe widerspiegelt, die er einflößte. Aber umgekehrt ist Lady Byrons Bild und sein Verhältnis zu ihr derart gefälscht worden, daß man sie als bigotte Prüde für unfähig ausgibt, einem Byron seelisch nahe gestanden zu haben. Dies ist nun ganz verkehrt, wie uns aus besonderer eigener Kenntnis klar geworden. Sie war eine ungewöhnliche, fast bedeutende Frau. Das alberne Märchen, sie habe am Hochzeitsabend gefragt, wann er die schlechte Gewohnheit des Verseschmierens aufgeben werde, hat man ihr geradezu unverschämt angedichtet. Noch Elze vertritt diesen lächerlichen Irrtum. Miß Milbank war sogar die Patroneß armer Poeten gewesen, worüber sich Byron, als er sie noch nicht kannte, in „Engl. Barden und Schott. Rezens." mokierte. Er selbst sagte ihr einmal: „Bell, du könntest eine Dichterin sein, wenn du nur wolltest," besprach mit ihr seine literarischen Pläne. „Belagerung von Korinth", „Parisina" kopierte sie

eigenhändig für den Druck, was nicht nur gutwillige Aufopferung, sondern auch lebhaftes literarisches Interesse bekundet. Unverbürgtes Gerücht lief sogar um, sie habe an den „Hebräischen Melodien" mitgearbeitet. Später mit ebenso ungerechten Entstellungen bedeckt zu werden wie ihr Gemahl, erst mit förmlichem Nationaldank in Schutz genommen, dann erbärmlich mißhandelt zu werden, das war für sie Ironie und Strafe des Schicksals. Scott wundert sich, wie zwei so ausgezeichnete Menschen in Unfrieden verfallen konnten. Wenn Gervinus meint, sie sei von hingebend anhänglicher Natur gewesen, geht er freilich wohl zu weit. Einiges Verschrobene, Launenhafte eines verzogenen einzigen Kindes haftete ihr an. Doch selbst entschiedene Feinde gestehen, daß ihre ersten Impulse stets warm, gut und edel gewesen seien, erst später habe sich kaltes Mißtrauen eingestellt. Wer soll sich darüber wundern, daß sich in der älteren Lady Byron solche häßlichen Symptome zeigten nach so trüber Erfahrung! Selbst ihre Nebenbuhlerin Lady Lamb gesteht ihr im Pamphlet „Glenarvon", wo sie ihre verschmähte Leidenschaft an Byron rächt, einen „hohen edlen Charakter" zu, ein großmütiges Herz und warmes Gefühl. Howitt schreibt: „Ich bin überzeugt, daß Lady Byron von ehrenhaftesten und gewissenhaftesten Absichten war." Nach ihrer Scheidung widmete sie sich in strenger Zurückgezogenheit großartiger Armenpflege, schon als Mädchen ostentativ wohltätig, stets großmütiger Regungen fähig. Wenn also weder Mangel an Verständnis, noch Mangel an Gefühl das Zerwürfnis mit ihrem Gatten verursachten, muß unstreitig andere zwingende Nötigung zur Scheidung vorgelegen haben. Daß ihr ruhiger Verstand grundlos Skandal herausbeschwor aus frivoler Sensationslust, um als Märtyrerin gestempelt und mit Heiligenschein umwoben zu werden, ist rein aberwitzige Hypothese. Solch zweifelhafte Berühmtheit konnte sie weder reizen, noch ihr anfangs vorschweben, wo sie wahrlich nicht sicher war, ob die Welt ihre

Partei nehmen würde. Ihr Porträt, das wir einst bei ihrem nächsten überlebenden Verwandten sahen, zeichnet sich durch feine zarte Züge aus, ihr vornehmer und angenehmer Ausdruck straft völlig die Wahngebilde Lügen, die sich Unkundige heut von ihr entwerfen.

Auch darin geht man fehl, es sei Konvenienzheirat gewesen. Um so mehr stellt es sich als Neigungsehe heraus, als sie ihm zuerst einen Korb gab, seinen Charakter fürchtend, er aber nicht nachließ und die verwöhnte Vielumworbene ihn dann richtig wählte. Ihm stand genug andere Wahl frei, seine Freunde wollten ihn einer irischen Erbin verbinden und waren alle gegen Miß Milbank eingenommen, die ein selbstbewußter Blaustrumpf sei. Lady Adelaide Forbes, eine Schönheit, die auf seinen Antrag wartete, blieb unvermählt. Annabella Milbank allein zog ihn an, mit der er auch nach erster Ablehnung seines Antrags in literarischer Korrespondenz blieb. Im Tagebuch gesteht er, er sei auf bestem Wege, sich in sie zu verlieben, in Briefen aus den Flitterwochen spricht er von seiner Verliebtheit. Schon deshalb darf man ihm nicht seine sonst unpassende Aufdringlichkeit verübeln, daß er noch zuletzt aus Italien, nachdem er sie in zorniger Aufwallung gegeißelt, Annäherung versuchte. Dazu hätte er sich nie herabgelassen, wenn er nicht tiefe Hochschätzung für sie bewahrt hätte. Seine Sehnsucht nach germanischer Häuslichkeit befriedigte sie in der kurzen Zeit ihrer Ehe. Er erklärt, nie habe er etwas Gutherzigeres und Angenehmeres gesehen, als ihr Benehmen! Seine Ungeduld über Konventionelles entschuldigte sie mit Sanftmut und Milde. Allerdings spricht sie in ihrem Tagebuch, in das uns einst in London kurzer Einblick vergönnt wurde, offen aus, daß der edle Kern in ihm wieder geweckt, er zur Tugend zurückgeführt werden müsse, und sie nahm ihn wohl, um ihn zu bessern. Aber damals hegte sie natürlich falsche Vorstellung aus der Ferne, und überzeugte sich bald, daß der angeblich ruchlose Gatte nur „der schwermütigste Mensch" sei, wie sie ihm ins

Geſicht ſagte, von ſeiner äußeren Heiterkeit unbeirrt. Doch warum ſo ſchwermütig? Da lag der Punkt. Gar nicht orthodox, ſondern aufgeklärt und vorurteilslos, wie er ſelbſt geſteht, beläſtigte ſie ihn durchaus nicht mit zahlungsfähiger Moral, beklagte ſich nie oder geriet in Aerger. Wenn ſie ſich gleichſam als ſein Gewiſſen betrachtete, ſo langweilte ſie ihn doch nie mit frommer Salbung. All das hat er ſelbſt zugegeben. Anderſeits bezeugte ſeine Dienerſchaft, er habe ſich ſtets rückſichtsvoll und zärtlich gegen Mylady benommen und ſie hätten nie einen Zank gehört. (Byron blieb ſtets ein großer Mann auch für ſeinen Kammerdiener; Fletcher und der treue Gondolier Tita vergoſſen heiße Tränen an ſeinem Grabe.) Alle Klagepunkte wegen Geiſtesſtörung mußten ohnehin als Vorwände erſcheinen, von einer Hochgebildeten wie Lady Byron wird wohl niemand Staunen erwarten, daß Byron mal von Kean im Theater zu Tränen gerührt wurde, und doch figuriert dies unter den Begründungen! Was zwang dieſe Frau, ſich von dieſem Mann zu trennen, obſchon beide ſtolzen Menſchen ſich keineswegs zu lieben aufhörten? Worin beſtand ſeine Schuld? Und wenn ſie vorlag, warum verzieh ſie nicht dem Manne, den ſie liebte, was immer er verbrach? Denn daß auch ſie ſelber bitter leiden würde, konnte ſie vorausſehen. Sie hat, obſchon ein hohes Alter erreichend und bei Byrons Tod noch eine junge Frau, nie wieder geheiratet, als keuſche Witwe in großartiger Wohltätigkeit ihr Duldertum vergeſſend und die oberflächliche Verleumderwut ertragend, die ſich, früher an Byron geſättigt, nun mit gleicher Beweisloſigkeit gegen ihren angeblichen Tugend- und boshaften Größenwahn kehrte und ſie der Monomanie bezichtigte*). Wie fern ihr jede Konventionalität, lehrt zur Genüge, daß ſie an dem heikeln Motiv der „Pariſina", das ihr Byron in die Feder

*) Vergl. noch einen überaus glänzend geſchriebenen Aufſatz von Profeſſor Conrad in den „Preußiſchen Jahrbüchern". Dem wirklich Wiſſenden erregen ſolche Bajazzoſprünge teils Entrüſtung, teils Heiterkeit.

diktierte, keinen Anstoß nahm. Wenn Byron später ihren Charakter geradezu ideal malte, so liegen genug psychologische Beweise für gegenseitige Liebe vor und er schrieb sein „Fahrewohl und wenn für immer" unter strömenden Tränen. Und sie? Selbst die Beecher-Stowe redet pathetisch von der „Verklärung" der Sterbenden, die mit dem „göttlichen Genius" ihres Gatten wiedervereint zu werden hoffte. Lange den Glorreichen überlebend, dessen unsterblichen Namen sie trug, hat sie ihre vernichtete Existenz mit einer gewissen tragischen Würde getragen, verwitwet für immer, nachdem die Todeskunde aus Missolunghi, wo i h r Name auf den Lippen des fernen Sterbenden schwebte, sicher kein Herz so unheilbar durchbohrte als das ihre.

Belastet sie wirklich der Vorwurf schnöder Unredlichkeit in ihrem Verhalten gegen Byrons Stiefschwester Mrs. Leigh, indem sie dem Andenken ihres Gatten das Brandmal des Inzests angeblich aufdrückte, trotzdem sie bis an ihren Tod mit ihrer Schwägerin eng befreundet blieb? Sie hat der amerikanischen Sensationsmacherin Harriet Beecher-Stowe angeblich schon 1856 im Vertrauen diese Schaudergeschichte erzählt, die nach Lady Byrons 1860 erfolgtem Tode 1869 den angeblichen Inzest derartig in alle Winde trompetete, daß die englische Moralheuchelei eine bequeme Handhabe fand. Eine komische Bestrafung seiner Mystifikationsgelüste, daß Byron, der sich mit dem fragwürdigen Nimbus erdichteter Ausschweifungen umgab, gerade dort von tödlicher Verleumdung betroffen wurde, wo sein Fühlen am fleckenlosesten! Die Liebe beider Stiefgeschwister beruhte auf innigster Jugendfreundschaft und gegenseitiger Dankbarkeit. Nichts anders mischte sich ein. Augusta, Mutter von sieben Kindern, wäre die letzte, der man überhaupt solche freigeistige Naturwidrigkeit zumuten könnte. Und wer die tiefe Wahrhaftigkeit der Byronschen Poesie erkennt, der weiß von vornherein, daß schlechterdings nicht jene zarten und edlen Gedichte an seine Schwester, die erst lange nach

dem Tode Byrons veröffentlicht wurden und in denen er deutlich auf jene schändliche Mißdeutung anspielt, einem schuldbewußten Gemüte entspringen konnten. Es verträgt sich nicht mit unserer Aufgabe, die schmutzige Kontroverse von Lovelaces „Astarte" hier nochmals aufzunehmen. Nur so viel möchten wir mitteilen, daß zwar jenes namenlose Gerücht offenbar schon in der Schweiz zu Byrons Ohren drang, daß aber nie bei Lady Byrons Lebzeiten offiziell damit hervorgetreten wurde, und daher Byrons Beteuerung korrekt war, er wisse absolut nicht, welche geheimen Gründe seine Gattin und ihre Sachwalter bestimmt hätten, die Trennung für unvermeidlich zu halten. Da auch Lady Byrons hinterlassene Papiere nie veröffentlicht wurden, so stützt man sich lediglich auf das Gesalbader der Beecher-Stowe, wofür ja jedes andere Bestätigungszeugnis fehlt. Es haben sofort die Verwandten Lady Byrons, insbesondere der Enkel Lord Wentworth, öffentlich erklärt, diese angebliche Mitteilung Lady Byrons sei nicht authentisch, und entspreche ihr Inhalt jedenfalls nicht der Wahrheit. Später hat dann noch der Sachwalter Lady Byrons, Dr. Lushington, auf dem Totenbette versichert, daß die geheimen Gründe, die ihm Lady Byron zuletzt nach langem Zögern angab, und nach deren Kenntnisnahme er seine anfängliche Mahnung zur Versöhnung für alle Zeit zurücknahm, ja den gegnerischen Kollegen veranlaßte, Byrons juristische Vertretung aufzugeben — man bemerke diese in der Geschichte der Rechtsanwälte wohl seltene Tatsache! —, nichts mit dem angeblichen „Inzest" zu schaffen hatten.

Hat nun die Beecher-Stowe wissentlich gelogen? Wir mögen dies von der frommen Muckerin nicht glauben, obschon ihr eigener Bruder, der gefeierte Kanzelredner Beecher, später als infamer Heuchler und Lügner entlarvt wurde und obschon bekanntlich ein gottwohlgefälliger Zweck wider Ketzer Byron jedes Mittel heiligt. Daß ihre Skandalge-

ſchichte an gröbſten inneren Widerſprüchen krankt, wurde ſofort nachgewieſen. Daß aber in England damals die ernſte Kritik das ganze Märchen aus einer Art monomaniſcher Geiſtesſtörung Lady Byrons erklärte, ſcheint uns nur halb wahr, zumal man ja dabei immer zur Baſis nimmt, die Eheſcheidung ſei wirklich wegen dieſem monomaniſchen Argwohn der Lady erfolgt. Wir ſchließen allerdings nicht aus, daß ſie die voreingenommenen Fragen der Interviewerin ausweichend beantwortete und noch durch halbe dunkle Andeutungen beſtärkte. Hierzu muß man ihren eigentümlichen Charakter berückſichtigen, wie er aus vielen gedruckten einwandsfreien Zeugniſſen ſich ergibt. Die angeblich ihrem Gatten ſo unähnliche Lady, wie er ein verzogenes einziges Kind, beſaß nämlich zu ihm erſtaunliche Geiſtesverwandtſchaft. Großmütig, nobel, allem Gemeinen abhold, eine durch und durch vornehme und idealiſtiſche Natur, ſelbſt ein halber Blauſtrumpf und voll poetiſchen Gefühls — aller anderslautender Klatſch iſt öder Schnickſchnack — neigte ſie ſpäter zu krankhafter Launenhaftigkeit und jähem, pathologiſch anmutendem, Mißtrauen ſelbſt gegen ihre Vertrauteſten, die ſie ſonſt mit Wohltaten überhäufte. Aus der Geſchwiſterliebe im „Manfred“ und der Geſchwiſterehe im „Kain“ ſog ſie möglichenfalls in dumpfem Brüten ſolches Gift und erlag vielleicht der Suggeſtion des allgemeinen Klatſchgerüchts, das man übrigens, wie die Welt nun einmal iſt, wohl verzeihen kann. Denn man hatte beide Gatten miteinander glücklich geſehen, man erfuhr, daß die plötzliche Trennung einen geheimnisvollen Grund habe, und da verfiel man gleich auf das Ungeheuerlichſte. Wenn aber die wenigen Wiſſenden dieſe Verleumdung ſich verbreiten ließen und auch nach Byrons Tode ſchwiegen, trotzdem ſie unabläſſig zur Offenheit ermahnt wurden und etwas Schlimmeres als der Inzeſt nach engliſchen Begriffen überhaupt nicht möglich war, ſo wird in Unbefangenen wohl oder übel der Verdacht erwachen, daß jenes wahre Geheimnis vielleicht Lady Byron ſel-

ber oder ihren Nachkommen ſchädlich ſei. Es begriffe ſich alſo ihr poſthumer Racheakt gegen ihren Gatten ſehr gut. Da ſie ihn tatſächlich in einer andern Beziehung ſchuldig wußte, die ſie nicht verraten durfte, warum ſollte er nicht möglichenfalls auch ein anderes Verbrechen begangen haben, das die Welt ihm zuſchrieb? Doch wahrſcheinlich trifft auch dies nicht zu und ſie hat ſich der zudringlichen Yankeeneugier nur mit unklaren Redensarten entzogen, die dieſe für Bejahung nahm.

Denn ſie hatte bei der Eheſcheidung abſolut nicht daran gedacht, und den vollen Unſinn der Beſchuldigung ermeſſe man daran, daß ſie bis an ihren Tod ihre Verehrung für ihre Schwägerin verſicherte. Sie ſchrieb während der Trennungsklage an letztere: ſie müſſe zwar auf das Recht verzichten, von ihrer „teuerſten Auguſta" noch als Schweſter betrachtet zu werden, hoffe jedoch, daß dies keinen Unterſchied in der Güte machen werde, die ſie ſtets erfuhr. „In dieſem Punkte wenigſtens bin ich die Wahrheit ſelbſt, wenn ich ſage, daß niemand exiſtiert, deſſen Umgang mir teurer iſt. Dieſe Gefühle werden ſich nie ändern, und es würde mich tief ſchmerzen, wenn Du ſie nicht verſtändeſt. Sollteſt Du mich ſpäter verurteilen, ſo werde ich Dich doch nicht weniger lieben." Das iſt doch deutlich. Alſo Lady Byron ſelber fürchtet, umgekehrt von Mrs. Leigh verurteilt zu werden, d. h. offenbar wegen ihres hartnäckigen Schweigens über den Scheidungsgrund. Schreibt ſo eine Anklägerin an eine Schuldbewußte?! „In dieſem Punkte wenigſtens" ſei ſie die Wahrheit ſelbſt; „in andern alſo nicht?" kommentiert der deutſche Biograph Elze. Ganz richtig, aber nicht in dem Sinne, den Elze in das ſeltſame Selbſtbekenntnis hineinträgt. Und wenn ſie gleichzeitig an eine Freundin ſchrieb, die wegen der Inzeſt-Gerüchte über den Grund der ſchwebenden Scheidung anfragte: ſie beklage dies elende Gerede aufs tiefſte, hochachte und liebe ihre Schwägerin und

verſichere, daß keiner der Ihrigen ſolche Verleumdung je ſanktioniert oder unterſtützt habe, — ſo legt Elze dies falſch als niedrige Zweideutigkeit aus: „Allem Anſcheine nach ſchoß ſie heimlich den Pfeil ab und ſtellte ihn öffentlich in Abrede.“ Zwiſchen den Zeilen ſei deutlich zu leſen, daß ſie trotzdem in dieſem Sinne ihren Rechtsvertreter aufgeklärt habe — warum? weil ſie ſchreibt: „Die Bekanntmachung der wahren Scheidungsgründe würde für mich ſehr unpaſſend ſein“, und ſo müſſe ſie ſich in Uebereinſtimmung mit juriſtiſchem Beirat jeder Aufklärung enthalten. Iſt niemand auf den Gedanken verfallen, daß ſolches Schweigen ſtets nur im Intereſſe der ſchweigenden Partei zu geſchehen pflegt, und daß es doch ſicher andre zwingende Gründe geben könne, die ein weiteres Zuſammenleben unmöglich machten? Aus Schonung für Byron ſchwieg man doch gewiß nicht, dem man *Schlimmeres* nicht mehr andichten konnte, ſo daß die Entdeckung der Wahrheit, ſelbſt eines juriſtiſch ſtrafbaren Tatbeſtands, ſeinen Feinden jedenfalls nur ſchwere Enttäuſchung geweſen wäre. Denn ſchlimmſtenfalls hatte er eine Verſchuldung aus ſeiner Vergangenheit übernommen. Naive Leute hielten ja den imaginären „Korſaren“ und „Lara“ jeder Schandtat fähig, und ſeine verabſchiedete Geliebte Lady Lamb hatte ſeine Melancholie, die ihn plötzlich ſelbſt nach luſtigſtem Lebensbehagen zu überfallen pflegte, aus einem begangenen Mord erklären wollen, ein Gewäſch, das bekanntlich Goethe für bare Münze nahm. Nun hätte aber ſelbſt dies unmöglich Lady Byron zu dem ebenſo plötzlichen als unerſchütterlichen Entſchluß bewegen können, den geliebten Mann zu verlaſſen, für deſſen Ungewöhnlichkeit ſie volles Verſtändnis beſaß, und der vor allen Dingen der Vater ihres Kindes war. Wenn wir letzteres bedenken, möchten wir ſogar behaupten, daß ſelbſt erwieſener Inzeſt ihre Härte nicht unbedingt motivieren könnte. Denn dieſelbe Verſtellung, die ſie angeblich ſpäter gegen Mrs. Leigh betätigte, konnte ſie recht gut in der Ehe fortſetzen, da dies un-

ſittliche Verhältnis doch jedenfalls nur in der Vergangenheit lag. Daß ſie mit Byron ſonſt in glücklichſter Ehe lebte, iſt von Byron ſelber ſtets betont worden. Dem Amerikaner Ticknor fällt in ſeinen Memoiren das galante und verliebte Benehmen des verhätſchelten jungen Lords gegen ſeine glückſtrahlende Gattin auf, und ſie ſelber bezeugt einmal in einem Briefe, daß er in ihr ſein ganzes Glück geſucht habe, deſſen er jedoch nicht würdig zu ſein behauptete! Eine hochmütige Weltdame ſcheut aber nichts mehr als den Skandal und nun vollends einen ſolchen, wo ihr möglichenfalls gegen den gefeierten großen Mann die Welt unrecht geben könnte, wovon zwar anfangs das unberechenbare Gegenteil eintrat, nachher aber with a vengeance die volle Wucht des Odiums ſie traf. Daß ſie aber die Zukunft ihres einzigen Kindes, nicht nur die eigene, trüben und bemakeln würde, als „geſchiedene Frau" in der konventionellen engliſchen Geſellſchaft, mußte ihr der gewöhnlichſte common sense ſagen.

In der Tat wäre Adah Lady Lovelace nach unverbürgter und nach unſern perſönlichen Ermittelungen grundfalſcher Sage an dieſem Unglücksſtern ihrer Geburt, als Kind feindlicher Eltern, ſeeliſch zugrunde gegangen. Wahr bleibt nur daran, daß Byrons Tochter, die wir aus Forſters Dickensbiographie als beſondere Bewunderin dieſes Romanciers treffen, in die Poeſie ihres Vaters ſich leidenſchaftlich vertiefte, jedoch keineswegs gegen Willen ihrer Mutter, ſondern ſogar mit deren Anleitung*). Stellen wir ſolche pſychologiſchen Erwägungen zuſammen, ſo wird wohl niemand zwei-

*) Wie ſchief alle vorgefaßten Urteile über ſie ausfielen, zeigt ſchon dieſe rein erfundene Anekdote. Im Gegenteil teilt man uns mit, daß Lady Byron einſt mit Vergnügen äußerte: nun ſei Adah, die keine Verſe leſen wollte, zur Poeſie bekehrt. „Durch wen denn?" „Nun natürlich durch Poeſien ihres Vaters." Unſre eigne Tragödie „Seine Tochter", geſchrieben 1883, worin obige falſche Sage dichteriſch verklärt wird, darf man daher beileibe nicht als authentiſch in ihrer Fabel betrachten. Unſre Tragödie „Byrons Geheimnis" 1900 gibt dagegen der Wahrheit die Ehre.

feln, daß nur ein ganz besonderer Grund Lady Byron zu ihrem hartnäckig durchgeführten Entschluß bestimmen konnte, und zwar ein Grund, der mindestens unabhängig von dem Inzestverdacht blieb, den sie bis auf die posthume Beecher-Stowe-Behauptung ohnehin stets von sich abwies. Wenn sie wirklich, von der zudringlichen Amerikanerin bis aufs Blut inquiriert, deren schon vorgefaßte Meinung gebilligt hätte, so ließe sich dies menschlich begreifen. Einmal durch die Hypnose, der sie in ihrem weltabgeschiedenen Brüten durch das allgemeine Weltgeklatsche unterlag: warum sollte am Ende Byron nicht auch dies noch begangen haben gegen sie, die unglückliche Märtyrerin? Ferner befand sie sich in sehr gereiztem Zustande durch die plötzliche Parteinahme aller Höhergebildeten gegen sie, nach Erscheinen der Mooreschen Biographie und der Memoiren der Gräfin Guiccioli, welche letzteren, bezüglich der Ehescheidung ein wertloses Geschreibsel, die Beecher-Stowe nicht unzutreffend als „Mätresse kontra Ehefrau" bezeichnet. Hier war überall die Schwester glorifiziert, die Gattin in den Staub gezogen worden. Lady Byron hätte keine Tochter Evas sein müssen, wenn nicht weibliche Eifer- und Rachsucht gegen Mrs. Leigh daraus entkeimt wäre, die ihr also auch jetzt noch alle Sympathien raubte. Wirklich trat zeitweilige Entfremdung zwischen den beiden Freundinnen nach 1830 ein, doch nur vorübergehende. Wir wissen aus persönlichster Quelle, daß Lady Byron ihren jungen Neffen, als er vom Lande in die Londoner Welt eintrat, zuallererst der Güte ihrer „teuersten Schwägerin" empfahl. Wäre das möglich bei einer Dame von solcher „Moral" einer andern gegenüber, die sie einer nach Frauenbegriffen schmählichsten Unsittlichkeit schuldig hielt? Wobei noch zu erwähnen, daß Mrs. Leigh eine sanfte echt englische Hausmutter gewesen ist, nicht ohne Philiströsität, die sich vorm bloßen Gedanken eines Inzests entsetzt hätte. Wenn Lady Byron eine Dulderin war, so vergaß sie gewiß nur in Augenblicken eifersüchtigen Grolls, daß diese

ihre Wahlschwester im Leiden und Lieben für denselben Mann wahrhaftig keine geringere Bürde unter solcher Verleumdung trug. Wie lächerlich unwahr, beweist beiläufig auch das Verhalten des Oberst Leigh, der in völlig friedlicher Ehe mit der Verleumdeten blieb. Das seltsame Verhältnis der beiden Freundinnen und Schwägerinnen mit seiner Untrennbarkeit erklärt sich nur so, daß sie beide Mitwisserinnen und Hüterinnen des gleichen Geheimnisses waren, an dem Mrs. Leigh ein großes, Lady Byron aber ein noch größeres Interesse hatte.

Hier haben wir auf die Sensationsgeschichte von Medora Leigh einzugehen, einer Tochter Mrs. Leighs, die auffälligerweise auf den Namen der Byronschen Heldin im „Korsar" getauft war und dieser byronischen Tendenz durch ein Leben voll Schuld und Sünde Ehre machte. Für dies Geschöpf empfand seltsamerweise ihre Tante Lady Byron ein noch lebhafteres Interesse als ihre eigene „Mutter", die sie später förmlich verstieß, und soll erstere der sterbenden Medora mitgeteilt haben, sie sei Byrons Tochter. Wohlgemerkt, ohne anzugeben, von welcher Mutter, so daß die Vermutung offen blieb, daß Mrs. Leigh dies Kind ihres Bruders an Kindes Statt annahm. Jetzt nach Edgecombes Darstellung (siehe Einleitung), so unsinnig dessen Auslegung der richtigen Mutterschaft, soll über die Adoption kein Zweifel mehr bestehen? Doch überzeugte nicht die einstige Enthüllung eines mit Medora vertrauten Dr. Mackay. Daß Lady Byron als rührende Gönnerin gleichsam eine Erbverpflichtung für ein „Sündenkind" übernahm, wäre unglaubliche Hochherzigkeit. Das anfangs besonders achtsame, später aber sehr unväterliche und unmütterliche Benehmen der Leighschen Eheleute gegen Medora, die ursprünglich als angebliche „Lieblingstochter" verzogen wurde, bestärkt freilich den Verdacht, der nicht Gewißheit ist. Leighs waren Byron in Geldsachen verpflichtet, es steht fest, daß er schon früh einen Teil seines Vermögens den „Kindern" Mr. Leighs vermachte, obschon er

dies nach Geburt Adahs umstieß. Doch entsprach dem noch das letzte Stammeln, das ungehört verröchelte, in Missolunghi, nach der authentischen Niederschrift seines alten Kammerdieners Fletcher: „Er drückte krampfhaft meine Hand. ‚Nun ist's bald vorüber. Ich muß alles sagen, ohne einen Moment Verzug . . Mein armes Kind, meine Adah! Mein Gott, hätt' ich nur einmal — und Augusta und ihre Kinder — und geh zu Lady Byron und sag' alles, was . .' Se. Lordschaft schien hier furchtbar ergriffen. Aber er murmelte eine halbe Stunde mit äußerstem Ernst. Ich verstand nur am Schluß: ‚Nun hab' ich alles bekannt. 4000 Dollars für die . . und . . doch 's ist zu spät. Ich hab' ja alles bekannt. Verstehst du mich? Wenn du nicht gehorchst . .' Hier teilte ich Sr. Lordschaft mit, daß ich nicht ein Wort verstehen konnte. ‚Nicht verstanden!' rief er mit einem Blick unaussprechlicher Verzweiflung. ‚Dann ist alles verloren. Denn 's ist zu spät . . .' Er stammelte dann noch einige Worte, konnte aber nur einiges verständlich wiederholen, als da ist: ‚Augusta — Adah — Hobhouse — Kinnaird — geh zu Mrs. Leigh und sag' ihr — und . . die Kinder. Und', mit einem schweren Seufzer, ‚sag' Lady Byron — du weißt alles — mußt alles sagen — kennst meinen Befehl — dies sind Sterbensworte. Es ist zu spät.'"

Was war dies Geheimnis, das er vergeblich offenbaren wollte? Zu welchen Szenen schweifte sein Gedächtnis zurück? Augenscheinlich im Zusammenhang mit Weib, Tochter, Schwester — Hobhouse, sein ältester Freund, sein finanzieller Beirat, der Bankier Kinnaird, standen in Beziehung dazu. Auf den Lippen des Sterbenden schwebte außer dem Namen Lady Byrons und ihres Kindes, Mrs. Leighs und „ihrer"(?) Kinder — noch ein anderer; alle anderen Ereignisse seines Lebens schienen vergessen außer einem einzigen, das er in letzter Agonie zu enthüllen suchte. Dies Geständnis, das sich nur auf dem Sterbelager seinem Munde widerwillig entrang, aber im letzten Odem röchelnd

erstarb, muß also ein leid- und schuldvolles und sein ganzes Privatleben bestimmendes gewesen sein. Seltsam berührt auch die Wendung „4000 Dollars", ein Legat, das also nach Amerika zu stiften wäre.

Nach Byrons Tod trat sofort ein Komitee von sechs Vertrauenspersonen zusammen, um die in Moores und Murrays Besitz befindliche „Autobiographie" durchzusehen, worauf die sofortige Vernichtung beschlossen wurde. Das spricht doch Bände. Im Interesse Byrons konnte diese Vernichtung nicht liegen, denn seine Memoiren würden dem Toten gewiß nichts geschadet haben, da er sie sonst schwerlich verfaßt und sie mindestens dem allgemeinen Verleumdungsklatsch über den Inzest ein Ende gemacht hätten. Somit war eine Tatsache in den „Memoiren" enthalten, die allen Beteiligten schädlich sein mußte. Walter Scott erklärt ausdrücklich: „Es war ein wichtiger Grund vorhanden, die Memoiren zu vernichten." Nun möge man sich erinnern, daß Byrons Intimus Hobhouse (Lord Broughton) bei einem Ausfall auf Byron im Parlament sich zu dem Ausspruch erhob: „Mein Freund hatte Fehler, aber keine Laster, und seine Tugenden waren alle vom höchsten Rang." Warum dann aber die ungemeine Vorsicht, die erst lange nach dem Tode (1869) Broughtons, wo er selber jeder Verantwortung und Ausforschung entledigt, und vollends erst am Anfang eines neuen Jahrhunderts die Veröffentlichung von Hobhouses eigenen Memoiren freigab? Da müssen doch immerhin bedenkliche Dinge darin gestanden haben und diese hat man alle ausgemerzt! (Vergl. unsere Einleitung.)

Stellen wir nochmals fest, daß Lady Byron das Inzestgerücht wiederholt in Abrede stellte und mit Mrs. Leigh gerade während der Scheidung in voller Freundschaft blieb, bis zuletzt in intimstem Verkehr, daß Lord Wentworth nach Einsichtnahme der hinterlassenen Papiere seiner Großmutter die Erzählung der Beecher-Stowe öffentlich für unwahr

erklärte, daß — wie uns Kunde ward — auch Dr. Lushington feierlich vor seinem Tode beschwor, *das ihm von Lady Byron entdeckte Geheimnis habe durchaus nichts mit diesem Klatsch zu tun*, so könnte man Lady Byrons Gesamtbetragen gegen ihre „teuerste Freundin und Schwägerin" nur als Beweis einer unglaublichen Perfidie auffassen. Dem widerspricht aber wiederum das einstimmige Zeugnis auch ihr keineswegs wohlgesinnter kühler Beobachter, die ihr nur Launenhaftigkeit und mißtrauischen Stimmungswechsel zuschreiben. Dies Mißtrauen gegen Motive und Gesinnungen der Nebenmenschen entsteht aber gerade in verbitterten Naturen am leichtesten, und an Verbitterung fehlte es der Lady so wenig wie an berechtigten Gründen dazu. Sie hatte die Parteinahme der Welt nur zu herb erfahren, sie, die anfangs als Märtyrerin vergöttert, dann als zänkische bornierte Närrin beiseitegeschoben und zu einer europäischen Lächerlichkeit verdammt worden war. Daß in eine ursprünglich hochsinnige Natur so allmählich Unaufrichtigkeit hineingetragen wurde, darf nicht wundernehmen. Aber wir haben das unverwerflichste klassische Zeugnis ihres eigenen Gatten dafür, daß sich „kein besseres, liebenswürdigeres, gütigeres, heiteres Wesen denken lasse, als Lady Byron als Gattin"!! Wie ungewöhnlich müssen also die Gründe gewesen sein, die sie zur Zerstörung dieser glücklichen Ehe bewogen!

Das schwankende Verhalten Byrons nach der Scheidung steht damit in Verbindung. Er entschuldigte seine Gattin anfangs, läßt sich noch von Moore bestätigen, daß er nie übel von ihr geredet habe, richtete an sie das zärtliche „Fahrewohl und wenn für immer". Ein fälschlich gepriesener Singsang, würdig eines Schulmädchens, die ihr Liebster im Stich läßt. Jammervoll, daß Unwissende nach solcher Probe, da das Zeug in allen Chrestomathien abgedruckt, den Meister beurteilen. „'T was not well, to spurn it

so!", die Unbeholfenheit eines Dilettanten, der Verse drechselt. Uns interessiert daran nur eine unverkennbare Aufrichtigkeit des Ehegefühls. Aber wie bezeichnend, daß Lady Byron — an deren Stelle die Staël zu sein wünschte, um diese poetische Gabe zu empfangen! — nicht nur ganz ungerührt blieb, sondern so angewidert von dem schlechten Geschmack, daß sie ein erst 1908 veröffentlichtes Gegengedicht im gleichen Versmaß schrieb, worin sie ihn perfider Heuchelei beschuldigt! Plötzlich begann er seine Stimmung zu ändern, nannte sie in einem bei Lebzeiten unpublizierten Gedichte „Hörend, daß Lady Byron krank war" seine „moralische Klytämnestra", legte aber dann wieder bis ans Ende die größte Verehrung für sie an den Tag*). Seine Versöhnungsversuche wurden alle von ihr abgelehnt, dennoch ließ er nie ab, sich ihr indirekt zu nähern, wobei bezeichnenderweise immer Mrs. Leigh die Mittelsperson ab-

*) Thomas Moore meint bezüglich der grausen Fluchbeschwörung im Manfred: da dieser direkt nach Scheitern neuer Aussöhnungsversuche mit Lady Byron geschrieben sei, könne man sich denken, an wen der Dichter dabei gedacht habe! Wir sind dessen nicht so sicher. Denn hätte er sie damit treffen wollen, würde er wohl kaum ausdrücklich dem Verfluchten „Bruderschaft zu Kain" angeheftet haben! Freilich irrt der oberflächliche Amerikaner Jeaffreson, der sich anmaßt, einen „Wirklichen Lord Byron" aus seiner mangelhaften Kenntnis zu erfinden, wieder völlig, daß Lady Byron den angeblichen Zweck dieses Fluches erst 1830 aus Moores Biographie erfahren haben könne. Denn die „Beschwörung" (Incantation) wurde separat unter diesem Titel vor Erscheinen des Manfreddramas gedruckt, entstand also früher und wurde erst später ins Manfreddrama eingeschoben. Beweis dafür ist in unsern Händen. Mr. Murrays Güte verdankten wir nämlich (1880 in London) den Besitz der Originaledition nicht nur des Manfred von 1817, sondern auch einer schon 1816 gedruckten Sammlung „Gefangener von Chillon und andere Gedichte", worunter sich eben die „Beschwörung" befindet. Nach Papier und Broschierung sowie einigen Druckfehlern handelt es sich bei diesen Exemplaren um zusammengeheftete Korrekturbogen, die möglichenfalls selbst in Byrons Händen waren. In Mr. Murrays Brief an uns vom 17. Mai 1880 ist das Wort „original" unterstrichen: „I have managed to discover a copy of the original" usw.

gab. An ſie, die Patin ihres Kindes obendrein, gingen alle Mitteilungen Lady Byrons über ihre und ihres Kindes Geſundheit, als prompte Antwort auf Anfragen des geſchiedenen Gatten. Die vorübergehende Erbitterung Byrons erklärt ſich durch Kenntnisnahme der Inzeſt-Verleumdung, die er von ſeiner Frau ausgehend betrachtete, nebſt ſeiner wiederholt beteuerten Unkenntnis ihrer wirklichen Gründe. Ueber letzteres iſt kein Zweifel möglich, da er ſchon 1817 privatim ein Zirkular an Freunde verbreiten ließ, daß er aufs dringendſte wünſche, die Sachwalter Lady Byrons möchten offen der Welt ihre Anklagen mitteilen. Dieſe Offenheit Byrons ſpricht ſcheinbar ſo für ihn, daß noch jeder Unbefangene hierin einen Beweis ſeiner Unſchuld ſah. Allein, dies bezog ſich immer nur auf die bekannte Verleumdung, in der Annahme, daß ſich für Lady Byrons Verhalten nur hier die Löſung finde.

In welchem Lichte hätte ihm aber da Lady Byron erſcheinen müſſen, die trotzdem in ſteter Freundſchaft mit Mrs. Leigh blieb und letztere fortdauernd als Mittelsperſon benutzte! Kann man ſich damit ſein ſpäter andauernd reſpektvolles Benehmen gegen ſeine Gattin zuſammenreimen? Nein, ſondern man muß vermuten, daß er ſpäter Aufklärung empfing, *was* Lady Byron zur Trennung bewog. Und als ihm dies Licht aufging, verlor er alle Berechtigung, ihr zu zürnen. So klagt er in einem Gedicht, ſie habe alle Tugenden beſeſſen, nur nicht die des *Verzeihens*. Alſo hatte ſie ihm doch etwas zu verzeihen?

Schon die Scheidungsklage auf „insanity" ſchien dazu beſtimmt, abſichtlich Byron zur Wut zu reizen, um ihn zur Trennung williger zu machen, deren wahren Grund er nicht vermuten ſollte. Alſo ſollte ſogar *vor ihm*, dem Angeſchuldigten, dieſer Grund geheimgehalten werden, damit er nicht bei ſeiner übermäßigen Aufrichtigkeit ſelber öffentliche Indiskretionen begehe. Alſo mußte das betreffende Faktum wohl der Gegenpartei ſchädlicher ſein als ihm ſel-

ber? Nun wohl, beide Parteien haben wiederholt unbewußte Indiskretionen begangen, ſie ſind aber unverſtanden geblieben, und man hat kein Gewicht darauf gelegt. Wenn man nämlich Byron gegenüber die mutmaßlichen Differenzurſachen auseinanderſetzte, die in etwaigen religiöſen oder ſittlichen Meinungsverſchiedenheiten beider Gatten zu ſuchen ſeien, ſo beſtritt er dies ebenſo ruhig als entſchieden. So verſicherte er an Parry, daß Lady Byron nichts weniger als bigott, ſondern ſehr liberal geweſen ſei, und gab zwar an Dr. Kennedey zu, daß ſie ſich mehrfach über Religion geſtritten hätten, im ganzen aber ihrer beider Auffaſſung ſehr ähnlich übereingeſtimmt habe. Lady Byron ihrerſeits ſoll (Robinſons Tagebücher) ſich als die Liberale hingeſtellt haben gegenüber Byrons kalviniſtiſchem Glauben an die Prädeſtination. Jedenfalls zerſtören dieſe Mitteilungen die haltloſe Legende von Lady Byrons Konventionalität, die angeblich zu ihrem freidenkenden Partner nicht paßte.

Die Trauzeugin und langjährige vertraute Geſellſchafterin Lady Byrons, Mrs. Minns, hat in der Quarterly Review 1869 bezeugt, daß alle Klatſchereien von Mrs. Stowe und der bekannten Schriftſtellerin Harriet Martineau von Grund aus erlogen ſeien, daß es nie eine glücklichere junge Gattin gegeben habe als Lady Byron; von der Inzeſtverleumdung habe ſie nie reden hören, wohl aber habe ihre Freundin über die Scheidungsgründe ſtets das tiefſte Schweigen bewahrt. Wie wir bereits erwähnten, geſchah dies auch ihren Eltern gegenüber: iſt das nicht mehr als ſonderbar? Prüfen wir nun ihre eigene offizielle Erklärung 1830. „Mir hatte ſich die Ueberzeugung aufgedrängt, daß Byron unter dem Einfluß geiſtiger Krankheit ſtehe.“ D. h. momentan, und will ſie dies aus Mitteilungen ſeiner nächſten Verwandten (na-

türlich sind Leighs gemeint) und seines treuen Kammerdieners entnommen haben. Daß dies Erfindung sei, ist nie behauptet worden, obschon Mrs. Leighs Verneinung genügt hätte. Auch traut niemand Lady Byron eine positive Lüge zu. Also *muß* sich Byron tatsächlich damals in einer besorgniserregenden Gemütsverfassung befunden haben, die sogar Verdacht einer Selbstmordabsicht nahelegte, wie man Lady Byron berichtet haben soll. Nun gut, dieser Verzweiflungszustand muß irgendeinen Grund gehabt haben, wie auch seine seltsame Melancholie am Hochzeitstage, sein tödliches Erbleichen bei der kirchlichen Trauung, das allgemein bemerkt wurde. Drückten ihn Reue oder Furcht vor etwas?! Wir stoßen sofort auf das weitere seltsame Symptom, „seinen Wunsch, daß ich London verlassen sollte", wie Lady Byron schreibt. Durch diese unwidersprochene Mitteilung wird ihr dunkler Brief an Lady Barnard 1818 etwas heller, worin sich der unverständliche Satz vorfindet: „Byron hat mir nicht *erlauben wollen, seine Gattin zu bleiben*(!), aber er kann mich nicht hindern, seine Freundin zu bleiben"!! Deshalb verschweige sie Anklagen, die sie weit vollständiger gerechtfertigt haben würden, — als nämlich die Aufzählung seiner Wahnsinnssymptome oder Sonderbarkeiten. (So hat er einmal im Schlafzimmer seine Pistole abgefeuert, vielleicht in einem Anfall spiritistischer Halluzination? Vergleiche die analoge Geisterszene im „Lara".) Daß die ungeheure heimliche Erregung, unter der Byron plötzlich zu leiden schien, auf Wahrheit beruht, gesteht er doch selber in den „Stanzen an Augusta" zu: „Als die Vernunft schon halb ihr Licht verhüllte (When reason half withheld her ray). Allein, solche Paroxysmen unerträglicher Seelenzerrissenheit sind gewiß nicht mit wirklicher Geistesstörung zu verwechseln. Denn sein Heldenwille überwand den Dämon nachher auch dann, als der beispiellose Entrüstungssturm gegen ihn sein vorheriges Herzeleid noch verzehnfachte. In sei-

nem ganzen späteren Leben finden wir noch kleine Anfälle nervöser Ueberreiztheit, nie aber wieder jene entsetzliche Stimmung, von der Lady Byron zu berichten weiß. Diese aber brach so schroff erst nach Geburt seiner Tochter hervor. Warum wohl? Da er nun durchaus für domestic life angelegt war und als echter Engländer sein stilles Heim zu schätzen wußte, wie sein späteres langes häusliches Zusammenleben mit der Guiccioli bewies, so muß in der Ehe, der legitimen Ehe, irgend etwas verborgen gelegen haben, was ihn zur Verzweiflung brachte.

Lady Byron behauptet auch, er habe bei Adahs Geburt ausgerufen: „O welches Marterwerkzeug habe ich in dir erlangt?" Das konnte humoristisch gemeint sein, aber auch tieferen Sinn haben. Als Hobhouse in seinen Freund drang, ob er sich nicht irgendeiner Brutalität gegen Lady Byron entsinnen könne, erwiderte Byron: „Nur einer. Ich stand in tiefen Gedanken — peinvollen Erinnerungen — vorm Kamin, als Lady Byron, die mich schon mehrmals unterbrochen hatte, hineinkam und auf eine Bewegung meinerseits fragte: ‚Bin ich dir im Wege?' ‚Ja, verdammt!' antwortete ich unbewußt, unwillkürlich. Sie verließ augenblicklich den Raum. So ging ich denn, so schnell ich konnte" — „armer Teufel!" setzt Hobhouse hinzu, „bei seiner Lahmheit!" — „zu ihr hinauf und entschuldigte mich." Ganz lächerlich ist Jeaffresons Vermutung, Lady Byrons geheimer Zusatz zu den Scheidungsgründen beziehe sich darauf, Byron habe bei seiner Mätresse Tröstung gesucht und zwar bei Shelleys Schwägerin, mit der er später in Genf ein kurzes Verhältnis hatte. Also, daß ein angeblicher Don Juan wie Byron, der als Ehemann nie Grund zur Eifersucht gab, infolgedessen die Scheidungsklage auch ganz davon schweigt, sich eine Geliebte nahm, nachdem die Scheidung bereits unumstößlich schien, war in den Augen eines trockenen Juristen ein so schauerliches

Verbrechen, daß nun jede Versöhnung unmöglich und das Scheidungsmotiv sorgfältig verhehlt werden mußte?! Und auf diesen belanglosen — nebenbei unerwiesenen — Verdacht hin schickte Byrons eigener Anwalt ihm sein Honorar zurück ohne Angabe irgendwelcher Gründe?! Neuerdings sind schwärmerische Briefe dieser Miß Clairmont an Byron *während* dessen Ehe abgedruckt und hieraus Gründe der Ehescheidung gefolgert worden. Da aber ihr Kind Allegra erst 1817 geboren, kann sie erst im Frühjahr 1816 in Genf in entsprechende Beziehung zu Byron getreten sein! Was nachweislich so zutraf. Das Mädchen warf sich ihm buchstäblich an den Hals, so daß Byrons ominöse Behauptung „Ich habe nie eine Jungfrau *verführt*", hier sicher zutrifft und sonst bezüglich seiner einstigen großen Liebesaffäre (Thyrza) nur *den* Schluß zuläßt, den wir noch ziehen werden. Vergleiche die dokumentäre Beichte einer jungen unbemittelten Schönheit, in dem Guiccioli-Buch abgedruckt: er habe die ihn Vergötternde, statt ihre erotische Hingebung zu befriedigen, mit großmütiger Unterstützung auf den Tugendpfad gerettet. (Auch Galt weiß davon.) Seine zarte Ritterlichkeit — „es gibt nie wieder einen zweiten Byron", beteuert die glücklich verheiratete Matrone.

Doch hören wir Lady Byron weiter. Ob sie an Byrons Geistesgestörtheit glaubte oder nicht (seine hochgradige Erregung als wahr vorausgesetzt), war für sie offenbar Nebensache und keineswegs ein Anlaß, ihn zu verlassen. Denn als ihr nunmehr ärztlich versichert ward, der Lord befinde sich, wie immer seine Düsternis sich äußern möge, im vollen Besitz seines Verstandes, da erklärte sie ihren Eltern, daß *dann erst recht* „nichts mich bewegen kann, zu ihm zurückzukehren". Das heißt zu deutsch: War er so vom Schicksal geschlagen, so wollte sie abwarten und dulden; allein sie selbst gesteht ja vorher, daß ihr schon „Zweifel an der Wahrheit seiner angeblichen Krankheit aufgetaucht"

seien: *also war diese erste Motivierung nur eine Art Finte oder Manöver, um Zeit zu gewinnen.* Sie sandte nunmehr ihre Mutter, Lady Noel, zu Dr. Lushington, dem befreundeten Rechtsvertreter der Familie, und wenn Byron auf seine Schwiegermutter Verdacht warf, obschon Lady Byron versichert, beide hätten stets im freundlichsten Verkehr gestanden, so tut er ihr offenbar unrecht. Beweis: Dr. Lushington hielt gerade *nach Lady Noels Besuch, trotz* der von Lady Byron schriftlich fixierten Darstellung, eine *Aussöhnung für richtig, die er herbeizuführen versprach.* Da plötzlich erschien Lady Byron persönlich, nachdem sie, wie sie 1830 schrieb, „*Gründe hatte, einen Teil (!) des Sachverhaltes selbst vor meinen Eltern zu verbergen*", und teilte Dr. Lushington unter Beweis den wahren Beweggrund mit. Sofort schlug des Juristen Meinung in das *allerentschiedenste Gegenteil* um, und er betrieb mit wahrem Feuereifer die *unverzügliche* Trennung.

Von vornherein muß zweierlei auffallen. Der Jurist, sich der Tragweite eines solchen Skandals wohl bewußt, würde *nie* eine so entschlossene Haltung angenommen haben, wenn Lady *Byron* ihm mit dunkeln Vermutungen gekommen wäre. Es liegt aber auf der Hand, daß z. B. der Inzest-Verdacht einzig auf unfaßbaren Beobachtungen, nie aber auf juristisch beweiskräftigen Tatsachen fußen *konnte*. Wäre man also Byron mit solchen Anspielungen auf den Leib gerückt, so hätte er die Gegenpartei einfach auslachen oder auch mit einer bösen Klage wegen „libel" hineinlegen können. Demnach hat Lady Byron ihrem Anwalt eine *Tatsache* unterbreitet, und zwar eine *bewiesene*. Was also den Ausschlag gab, wie Elze (p. 161) bemerkt, „war ein schuldvolles Geheimnis, das die junge Frau *nicht mal ihrer Mutter*, sondern nur ihrem Rechtsbeistande mitteilen konnte (trotzdem er damals ein junger Mann war),

und das dieſen ſo entſetzte, daß er darüber die Rechtsregel vergaß: Man ſoll ſie billig hören beide". Das aber hat Elze gar nicht im Bereich der Möglichkeit geahnt, daß möglichenfalls der von Lady Byron vorgelegte Schuldbeweis, weil er ſich auf eine unumſtößliche Tatſache bezog, gar keine Gegenrede mehr zuließ. Sehr treffend iſt die Elzeſche Parentheſe: „trotzdem er ein junger Mann war", aber in ganz anderem Sinne, als er es verſteht. Eine ſo delikate, nach engliſchen Begriffen für eine Lady einfach nicht über die Lippen zu bringende Klatſchgeſchichte wie den Inzeſt hätte ſie allerdings einem jungen Manne niemals perſönlich mitgeteilt, ſondern durch ihre alte Mutter, und dieſer ſich anzuvertrauen konnte nichts auf der Welt ſie abhalten. Wenn ſie alſo ihren Eltern gegenüber hartnäckig ſchwieg und letztere lieber auf „atrocities" des böſen Gatten ſchließen ließ, die im damaligen Highlife wahrlich nichts Seltenes waren, ſo darf man dies nur ſo deuten, daß dieſe Mitteilung die Eltern ins Herz getroffen und Lady Byron ſelber in Gefahr gebracht hätte. Denn Eltern ſchweigen nicht, wie ein kühler Rechtsanwalt.

Sie erklärte 1830 auch wörtlich: „Wenn die Angaben, auf deren Grund mein Rechtsbeiſtand ſeine Meinung bildete, falſch waren, ſo ſollte die Verantwortung dafür ausſchließlich mich treffen." Dieſer Satz iſt ein rein hypothetiſcher, ſoll nur ihr iſoliertes Vorgehen mit Dr. Luſhington entſchuldigen und ſchließt keineswegs einen nachträglichen Zweifel an ihren „Angaben" ein. Nun muß aber Byrons eigene Stellungnahme höchlich wundernehmen. Sein Schwiegervater ſchlug ihm ſofort auf Dr. Luſhingtons Erklärung hin freundſchaftliche Trennung vor; der gute alte Landedelmann tat, was ſeine Tochter wünſchte, ohne zu wiſſen, was vorlag. Das lehnte Byron ab. Da wird ihm mit gerichtlichen Schritten gedroht, und kampflos unterſchrieb er den Scheidebrief. Er hat freilich nachher behauptet, gerade die Gegenpartei habe das am Tage vor Unter-

UNIV. OF CALIFORNIA

zeichnung des Scheidebriefes gemachte Anerbieten öffentlichen Rechtsweges abgelehnt. Warum hat er dann aber nicht darauf *bestanden*? Sieht das einem so trotzigen und herrischen Manne ähnlich, daß er sich kampflos mit gebundenen Händen dem Feinde überliefert, auf Grund hinfälliger Beschwerden, die ihn nur noch mehr reizen mußten, und mit strenger Ablehnung seines angeblichen Dringens, die wahren Motive seiner Frau kennen zu lernen?! So feig und schwach hat sich wohl selten jemand sein Liebstes entreißen lassen und sich dem öffentlichen Skandal überliefert, *wenn* er sich im Rechte fühlte. Auch sein Kind überließ er der Mutter, trotzdem die berühmten Strophen im dritten Canto des „Childe Harold" genugsam bezeugen, wie bitter er es empfand: „Und werdest Haß du auch als Pflicht gelehrt." Auch diese Widersprüche lösen sich einfach durch den Verdacht, daß Byron bald ahnte, daß seine Frau etwas erraten oder sogar erfahren habe, was ihr ewig verschwiegen bleiben sollte. Wie lange er im ungewissen blieb, wissen wir nicht, vermuten aber, daß er 1819 in Italien durch Mrs. Leigh weiteres erfuhr, wonach seine spätere versöhnliche Haltung gegen Lady Byron sofort erklärt wird. Beim Tode seiner Schwiegermutter legte er sogar mit seiner ganzen Dienerschaft in Pisa Trauer an. Das dient als indirekter Beweis, daß man Lady Byrons Erklärung, ihre Mutter sei stets die Güte selbst gegen ihn gewesen, Vertrauen schenken darf.

Unter solchen Umständen hatten *beide* Teile ein gleichmäßiges Interesse daran, die Scheidung so rasch wie möglich *ohne* Erörterung herbeizuführen. Als ihm in seinem letzten Lebensjahr jemand die im Publikum verbreiteten mutmaßlichen Ursachen herzählte, versetzte er trocken abbrechend: „Die Ursachen waren *zu einfach*, um gefunden zu werden." Ja, das waren sie, äußerst einfach, es kann sogar nichts Einfacheres geben, aber nicht in dem trivialen Sinne, den man obenhin herauslesen sollte. Und unwillkürlich entschlüpft ihm hier, daß er die Ursache kannte! Einmal hat Byron sich verra-

ten, allerdings wohl wissend, daß nur die paar Eingeweihtesten seine dunkle Anspielung verstehen würden. Richtig hat auch kein einziger Byronforscher dies Dokument benutzt, selbst wenn er es kannte. In „Blackwoods Magazine" war ein vehementer Ausfall gegen seine Person und Lebensführung 1819 erschienen, und seine heftige Entrüstung machte sich in einem zu langatmigen würdevollen Artikel Luft, der gedruckt, dann aber „nach besserer Erwägung" unterdrückt ward; sah Byron vielleicht ein, daß er schon zu viel gesagt habe? Darin finden sich folgende merkwürdige Andeutungen: „„Die mit den Hauptereignissen in Byrons Privatleben bekannt sind — und wer wäre das nicht!"" „Sicher, wer immer damit bekannt sein mag, der Artikelschreiber ist es nicht, oder er würde eine ganz andere Sprache führen. Was er für ein ‚Hauptereignis' zu halten scheint, war zufällig ein sehr untergeordnetes und nur die natürliche und fast unvermeidliche Folge von Vorfällen und Umständen, die jenem Zeitpunkte lange vorangingen. Der letzte Tropfen macht den Kelch überfließen, und meiner war schon voll." Und indem er mit edlem Stolz den Vorwurf der Selbstsucht zurückweist, auf seine beispiellose Generosität und verschwiegene Wohltätigkeit dies einzige Mal anspielend, entschlüpft ihm das Bekenntnis: „Wäre ich je selbstisch, ja auch nur weltklug gewesen, so würde ich nicht sein, wo ich heut bin: ich würde nicht den Schritt getan haben, dessen Folgen einen Abgrund zwischen mir und den Meinen aufgetan haben. Doch in dieser Hinsicht wird die Wahrheit eines Tages bekannt werden."

Selbst wer die tiefe Aufrichtigkeit Byrons nicht in Rücksicht zieht, wird von dem Ton der Wahrheit in diesen Worten betroffen werden. Byron leugnet hier nicht, daß er in seiner Vergangenheit einen verhängnisvollen Schritt tat; aber er betont, daß sein Ver-

gehen, was immer es gewesen sein mag, nicht „selbstisch" zu nennen sei, und er verkündet zugleich frei und offen, daß seine Heirat und Scheidung *nicht* das bestimmende Ereignis seines Lebens bilde, sondern als nebensächliche logische Folge aus *wichtigerem* keimte, ja er nennt diese Folge „*fast unvermeidlich*". Was kann das wohl sein, was „unvermeidlich" zur Ehescheidung zwang, was ein Vergehen seiner Vergangenheit war, aber kein selbstisches?

Und wie kam Lady Byron auf die Spur? Da werden wir uns erinnern, daß Byron im ersten Grimm ausrief: „Das ist Mrs. Charlemonts Werk!" und diese Haushälterin und Vertraute Lady Byrons in seinem mächtigen Verspamphlet „Eine Skizze" mit seiner besonderen Rache beehrte. Mit deren Beihilfe hat Lady Byron wiederholentlich Byrons Schreibtisch erbrochen, gereizt durch dunkle Anspielungen seinerseits. Das letzte Mal ließ sie notorisch durch ihre Vertraute dies Manöver vornehmen, als sie bereits zu ihren Eltern gereist war, und vermutlich lieferte gerade dies letzte Mal sichere unumstößliche Beweise einer Tatsache. Oder hatte sie schon vorher geheime Briefe von einer mysteriösen Person erhalten, die ihr anonyme Warnungen und endlich Aufschlüsse gaben? Von welcher Art, werden wir bald sehen.

Wenn Lady Byron, von der Yankee-Interviewerin bis aufs Blut gepeinigt, sich wirklich dazu hinreißen ließ, deren voreingenommene Annahme des Inzests halb zu bejahen, so tat sie dies offenbar, zur Verzweiflung gebracht, um die Sache abzuschneiden, da sie ja doch die Wahrheit weder sagen konnte noch wollte. Mrs. Leigh war lange tot (1851), Byrons dichterische Unsterblichkeit gesichert, sie selber ihrem Ende nahe; warum nicht das unheilvolle Geheimnis übers Grab hinüberretten um den Preis einer beweislosen Verleumdung, die eines Tages ja doch entlarvt werden würde! Sie mystifizierte also absichtlich die Beecher-Stowe. Zum Ueberfluß hat Lushington später versichert, seiner sicheren Ueberzeugung nach habe sie das *ihm allein Anvertraute nie*

einer andern Perſon mitgeteilt! Hierin liegt bedingt, daß das Geheimnis nur ihn als juriſtiſchen Beirat anging. Auch würde er ſonſt ſchwerlich bis an ſeinen Tod eine ritterliche treue Verehrung für ſeine Klientin bewahrt haben, angeſichts ſo zweideutigen Doppelſpiels ihrer lebenslangen Freundſchaft mit Mrs. Leigh.

Wenn man einem ſcharfſinnigen Kriminaliſten all dieſe Tatſachen vorlegte, ſo würden wir uns wundern, wenn er nicht kombinieren würde: Da bleibt nur eine natürliche Löſung, nämlich . . Es iſt ein juriſtiſches Fremdwort von drei Silben, wir wollen es noch nicht ausſprechen, ſondern erſt unſrerſeits einen Schritt zurücktun: in Byrons Vergangenheit vor der Ehe.

In ſeinem ſpäter Moore überlaſſenen und 1830 publizierten „Tagebuch" von 1813/14 monologiſiert er mehrfach ſeltſame Dinge. „Hobhouſe erzählt mir ein kurioſes Gerücht — ich ſelber ſei Konrad der Korſar*) und ein Teil meiner Reiſen ganz geheim verbracht. Hm! Manchmal ſtreifen Leute die Wahrheit, nie die ganze. H. weiß nicht, was ich durchlebte, nachdem er mich in der Levante verließ. Noch irgendein anderer — noch — indeſſen 's iſt eine Lüge. Doch ich liebe Lügen nicht, die der Wahrheit ſo ähnlich ſehen." „Ich haſſe dieſe Aehnlichkeit, der Spottvogel, doch nicht die Nachtigall, ſo ähnlich daß es erinnert, ſo verſchieden, daß es Pein verurſacht" wird im „Giaur" einfach in Verſen überſetzt: „Wohin ich mein Auge wende, erhebt ſie ſich vor mir als Morgenſtern der Erinnerung . . Die Erde hält keine mehr wie dich, ich darf um Welten nicht eine anſchauen, die dir ähnelt, doch nicht die gleiche." „Morgen bekomme ich Briefe von Wichtigkeit. Was . . oder? Heiho! . . iſt in meinem Herzen, . . in meinem Kopf, . . in meinen Augen . . und die Einzige Gott weiß wo." „Letzte Nacht beendete ich ‚Die Braut von Abydos'. Ich glaube, die Kompoſi-

*) Er nennt die Dichtung „ſehr nach dem Leben und con amore" geſchrieben.

tion hielt mich am Leben. Denn ich ſchrieb, meine Gedanken wegzureißen von . . o heiliger Name, bleibe ſtets verſchwiegen! Selbſt hier würde meine Hand zittern, ihn zu ſchreiben." „Ich habe mein Herz zu voll gehabt von . ., um etwas Vernünftiges zu ſchreiben, obſchon die Verhältniſſe, die das Gerüſt bilden . ." Doch er mußte die „Braut" ſchreiben, „um nicht am eigenen Herzen zu zehren, bittere Diät". Auch „Pariſina" beginnt er, weil ſein Herz „wieder anfängt, ſich aufzuzehren". Im Reime kann er ſich mehr von Tatſachen entfernen, „doch der Gedanke rennt immer durch — durch, ja durch". Welcher Gedanke? Einmal denkt er auch an ſeine Jugendlieben „an Mary Duff uſw." und Mary Chaworth, ſeine unglückliche Jugendflamme, die ſich damals ein Rendezvous von ihm ausbat, das er gleichgültig ablehnte. So völlig nebenſächlich waren dieſe Dinge in ſeinem Leben, denen man fälſchlich Gewicht beilegt, verführt durch Myſtifikation. „Ich erwache aus einem Traum. Wohl! Und haben nicht andere auch geträumt? Solch ein Traum! Doch ſie überrumpelt mich nicht. Ich wünſchte, die Tote hätte Ruh. Wie mein Blut erſtarrte — und ich konnte nicht erwachen." Er verzeichnet ſpäter ſorgfältig, wenn er keine Träume hatte, und fühlt ſich dann „feſt wie Marmor — bis zum nächſten Erdbeben". Wer iſt dieſer quälende Schatten, dies „Mädchen von Byzanz", wie er im Manfred an die Viſion des Pauſanias erinnert, dieſe Viſion, die ſich im „Giaur" und „Lara" in Poeſie umſetzt? Das Tagebuch beginnt mit den Worten: „Wäre dies zehn Jahre früher angefangen und getreulich ausgefüllt! Doch es gibt zuviel Dinge, die ich nicht erinnert ſehen möchte." Alſo bekennt er, daß das Wichtigſte früher vorfiel, vor viel Jahren, der „romantiſchſten Zeit meines Lebens" in Cambridge. Aus dieſem Diary, worin mehrmals betont, er könne Romane weder leſen noch ſchreiben, da ſein eigenes Leben jede Phantaſie überſteige, hat Moore eingeſtandenermaßen die intereſſan-

teſten Stellen entfernt. Warum wohl? Und Byron ſelbſt geſteht einmal naiv: „Riß zwei Blätter heraus."

Die Viſion wiederholt ſich nochmals in der „Belagerung von Korinth"; dort heißt die Heldin Franceſca, und es iſt auffällig, daß auch die Medora im „Korſaren" urſprünglich Franceſca hieß. Beide Geſtalten ſind innerlich identiſch, beide ſterben aus Kummer um ihren finſtern Geliebten. In der „Braut von Abydos", die Byron mit ſolcher inneren Erregung (ſiehe oben) ſchrieb, handelt es ſich um die Liebe zweier als Geſchwiſter nur Geltender! Alſo die nämliche Lage wie im „Manfred" die Betonung der wunderbaren Aehnlichkeit „Schweſter" Aſtartes mit Bezug auf jenes intime Verhältnis Jung-Byrons mit einer in Mannskleidern als angeblicher Bruder ihm folgenden Geliebten 1806—1809, die zugleich den Pagen im „Lara" bedeutet. Ob aber alle Quellen ſchweigen, wir ahnen genug, daß ein Weſen, dem ſich in der Schweiz, als Byron die Summe ſeiner Menſchenentfremdung im „Manfred" zog, zuerſt mit ganzer Kraft das Gedächtnis des Menſchen und die Phantaſie des Dichters zuwandte — ein Weſen, das in poetiſcher Verherrlichung bereits all ſeine griechiſchen Epen durchzieht, weit mehr als eine Epiſode dieſes abenteuerlichen Dichterlebens war. Und ſiehe da, am Schluß der erſten Geſänge „Childe Harolds" finden wir dazu den Kommentar in der berühmten Strophe: „Auch du gingeſt dahin, Geliebte und Liebenswerte, die Jugend und Jugendneigung an mich feſſelte, die für mich tat, was kein andrer getan, und nimmer zurückſchrakſt vor einem, der deiner unwürdig! Was iſt mein Sein? Du biſt nicht mehr. Nicht weilteſt du länger, deinen Wandrer wieder daheim zu ſchauen, der über Stunden trauert, die wir nie mehr ſchauen — o daß ſie nimmer geweſen wären! Daß er nie zurückgekehrt wäre, neuen Grund zum Pilgern in die Fremde zu finden! O du immer Liebende, Liebliche, Geliebte! Wie ſelbſtiſcher Gram über Vergangenem brütet und zu fernen Szenen zurückſchweift!

Doch deinen Schatten kann die Zeit nicht von mir reißen. Alles, was du von mir haben konntest, grimmer Tod, haſt du: Mutter, Freunde und ſie, die mehr als Freund!"

Dieſe Stanze hat man einſtimmig in Verbindung gebracht mit den berühmten Gedichten „An Thyrza". Es geht auch nicht anders, da letztere genau in derſelben Woche, als Byron jene Stanze ſchrieb, in Newſtead, dem verödeten Heim des Pilgers, als Ausbruch einſamer Verzweiflung entſtanden. Trelawney berichtet, daß jede Erinnerung an dieſe myſtiſche „Thyrza" noch den Mann in ſeinem letzten Lebensjahre erbeben ließ. Nun ſtehen aber die ſeltſamſten Dinge in dieſen urſprünglich nicht für Publikation beſtimmten intimſten Bekenntniſſen. Am 11. Oktober begonnen, werden ſie am 6. Dezember, dann aber gar im Februar und am 14. März 1812 fortgeſetzt. Dieſer Witwergram umſpannt alſo ein volles halbes Jahr, mit unveränderter Kriſis.

„Ohne Stein, den Ort zu bezeichnen und zu ſagen, was die Wahrheit hätte ſagen müſſen, warum liegſt du in niederer Gruft?" Wie? Welche verhehlte Wahrheit hätte die Namensinſchrift des fehlenden Grabſteins denn offenbaren ſollen? Welch vieldeutige Anſpielung! Sie wird unterſtrichen noch im vierten Gedicht, dem wundervollen „Und du biſt tot", das unverkennbar Witwertrauer austönt — ſo ſpricht man nur von einer Frau, mit der man gelebt hat und ein Recht hat, ihre Todesſtunde zu teilen, auch heißt es „Doch liebte ich dich bis zuletzt", alſo handelt es ſich nicht um eine verfloſſene Liebſchaft. Hier ſteht: „In common earth to rot". Nun, „Common" heißt die ländliche Gemeindewieſe, wo Namenloſe und Selbſtmörder begraben werden. „Hätt' ich nur einen Blick von dir im Tode erhalten können, der mir geſagt hätte: Ich ſcheide in Frieden." Auf welche Todesumſtände deutet die peinliche Wiederholung hin: „Nicht frag' ich, wo du ruhſt, will den Ort nicht ſehen. Dort mag das Unkraut wuchern, ſo ich

es nicht ſchaue. Mir braucht ja kein Stein zu ſagen, daß nur ein Nichts iſt, was ich liebte." Die Geliebte ſtarb alſo in Kummer, von ihm getrennt, und beſitzt nicht mal einen Grabſtein; einſam iſt ſie verſcharrt und namenlos, wie ſolche, die Hand an ſich gelegt. In „Der Traum", dieſem herrlichen Schattenriß einer Lebenspantomime, bot Byron einen angeblichen Extrakt ſeiner Schickſale mit abſichtlicher Täuſchung, vom Kunſtſtandpunkt aus gewiß angemeſſen, da das traurige Ende ſeiner einſtigen Angebeteten Mary Chaworth zu ſolchem Parallelismus einlud. Aber biographiſcher Wert fehlt ganz, denn nur völlig Unkundige konnte er dort glauben machen, dieſe unglückliche Jugendliebe ſpuke ihm noch jetzt im Kopfe und ſein ſeltſames Benehmen bei der Trauung mit Miß Milbank, wo er „wie Eſpenlaub zitterte", habe mit jener verſchollenen Erinnerung zu tun gehabt. Denn dieſer folgte ja jene „romantiſchſte Zeit meines Lebens", von der Jeaffreſon („Der wahre Byron" 1883) zugibt: „Es iſt anzunehmen, daß dieſe Liebe noch heftig war, als er zum Orient reiſte, daß der Gedanke an dies in der Geſchichte namenloſe Mädchen ihn während der Reiſe heimſuchte und daß ſie vor ſeiner Heimkehr ſtarb." Trotzdem alſo das geheimnisvolle dreijährige Verhältnis mit dem als „jüngerer Bruder" verkleideten Mädchen als verfängliche Wahrheit vorliegt, ſucht Jeaffreſon nach unglaublich verfehlter Richtung den Urſprung der „Thyrza" in einer Flamme des zwölfjährigen Knaben für ſeine gleichaltrige Kuſine Margarethe Perker! Ach, als die Kleine 1802 ſtarb, war ihr Anbeter nicht „durch manch Geſtad' und Meer getrennt", und zehn Jahre ſpäter konnte er wohl im Aegäiſchen Meer nicht denken, daß Thyrza jetzt zum Mond blicke, noch konnte es ihn in Patras auf dem Fieberbett tröſten, „daß Thyrza nicht mein Leiden ſieht". Und „ganz ohne Stein und Namen" paßt wohl auffallend aufs Grab einer Admiralstochter! „Denn dein begrabenes Lieben hält umſchloſſen meine ganze Welt", das ſollte nur Erdichtung des Dichters ſein, der „alle

Dichtung, die nur Erdichtung" haßte? Ebenso scheitert Moores krampfhafter Versuch, Thyrza für eine imaginäre Größe zu erklären, und es erfordert einen Köhlerglauben, daß Byron diese unverkennbar mit dem Herzblut geschriebenen Elegien als selbstentlastende Tagebuchblätter derartig fingiert habe, daß er sich gleichzeitig in seine Schloßruine vergrub und sein physischer und psychischer Zustand ein treues Abbild dieses eingebildeten Grames bot! Zum Ueberfluß liegt aber ein Brief Byrons vom 11. Oktober 1811 vor, dem gleichen Datum, wo er jene Schlußstrophe des „Childe Harold" und das erste Gedicht „An Thyrza" schrieb, an seinen Intimus Dallas, worin er ihm eine besondere Todesnachricht mitteilt, worauf dieser so antwortet: „Ich danke für Ihre konfidentielle Mitteilung. Wie sehnlich wünschte ich, dies Wesen wäre leben geblieben, hätte als die Ihrige gelebt! Was Ihre Verpflichtungen gegen sie (to her) in diesem Falle gewesen wären, ist kaum zu ermessen (inconcevable)." Das ist doch schon sehr deutlich. Nun entdecken wir aber aus den Jahren seiner „violent passion" in Cambridge, jener „romantischsten Zeit meines Lebens", wie er selber aussagt, zwei erst 1830 publizierte Gedichte. Zuerst das von Brandes mit Recht hochgefeierte „When we two parted", wo es wörtlich heißt: „Dein Schwur gebrochen, zerstört dein Ruf, deinen Namen hör' ich gesprochen und teile seine Schande." Das ließe auf einen Bruch mit der Geliebten schließen, veranlaßt nach üblicher Weise durch einen hinterbrachten Klatsch. „Als wir zwei schieden in Schweigen und Tränen, herzgebrochen für Jahre getrennt . . In Schweigen trafen wir uns, in Schweigen traure ich, daß dein Herz vergessen konnte. Wenn ich dich wiedersehe nach langen Jahren, wie werd' ich dich grüßen? In Schweigen und Tränen." Immer wieder liegt der Nachdruck auf einer geheimen Liebe, von der niemand nichts weiß: „sie wissen nicht, ich kenne dich, die dich zu gut kannten. Lang, lang werd' ich um dich klagen, tiefer als ich sagen

kann. Sie nennen dich vor mir, Grabgeläut meinem Ohre, ein Schauder kommt über mich, warum warst du mir so teuer?" Hier steckt eine dunkle Geschichte von Scheiden und Meiden, wahrscheinlich von Verleumden, Mißverstehen, später Reue. Die „langen Jahre" der Trennung beziehen sich auf seine bevorstehende Abreise von England. Außerdem aber traf man in Byrons Hinterlassenschaft ein noch deutlicheres Gedicht, angeblich schon 1807 geschrieben: „An meinen Sohn". Das verursacht viel Kopfzerbrechen, denn niemand will von einem solchen gehört haben. Zwar findet sich im zwölften Canto des „Don Juan" bei der Schilderung des englischen Landlebens und der Friedensrichterjustiz eine halbfrivole Stelle, auf welche in Murrays großer kritischer Ausgabe ausdrücklich eine Anmerkung hinweist. Das Gedicht „An meinen Sohn" enthält hingegen wieder auffallende Einzelheiten von allerernstester Art.

„Du kannst Vater lispeln — ach, William, wäre sein Name der deine! — dann würde ihn keine Selbstanklage — doch genug, meine Sorge für dich soll mir Frieden erkaufen. Deiner Mutter Schatten soll freudig lächeln und verzeihen all das Vergangene, mein Knabe! Ihr niedres Grab drückt Rasen heut, und du lagst an einer Fremden Brust. Spott höhnt deine Geburt und gönnt dir keinen Namen auf Erden, doch ein Vaterherz bleibt dein, mein Sohn ... Den Rest meiner Jahre will ich verbringen, dir Gerechtigkeit zu erweisen. So jung dein unbedachtsamer Vater .. wärst du mir auch minder teuer, Helens Form aufersteht in dir und das Herz, das in Erinnerung schlägt, wird nie ihr Pfand verlassen." Hierzu versichert nun Thomas Moore, daß Byron weder in Gespräch noch Schriften je eine Andeutung solcher Begebenheit gemacht habe. „Anderseits," sagt er, „so gänzlich war alles, was er schrieb, die Nachschrift wirklichen Lebens und Fühlens, daß es schwerfällt, ein Gedicht so voll natürlicher Zärtlichkeit nur der Einbil-

dung zuzuschreiben.“*) Ob Moore hierbei nicht mehr ahnte oder wußte, als er aussprechen wollte? Ob das Datum 1807 nicht auch von ihm absichtlich so angegeben wurde, statt eines späteren wie 1811 (siehe oben „Thyrza“), um den so frühen Tod der Mutter festzustellen? Jedenfalls widerspricht letzterem sofort das folgende Gedicht der gesammelten Lieder mit dem angeblichen Datum 1808, das bekannte „Farewell, if ever fondest prayer“, das nur oberflächliches Zusehen auf den Flirt mit Mary Chaworth beziehen konnte, wenn es dort heißt: „O mehr, als blutige Tränen aus dem sterbenden Auge des Schuldigen, ist in dem Wort Fahrwohl. Diese Lippen sind stumm, doch im Hirn erwacht die Qual, die nie vergeht, der Gedanke, der nie wieder schläft. Meine Seele wagt nicht zu klagen, wenn auch Gram und Leidenschaft sich empören, ich weiß nur, wir liebten umsonst, ich fühle nur — Fahrwohl! Fahrwohl!“

Das ist „die heftigste Leidenschaft“ der Cambridgejahre, deren Gegenstand also noch lebte. Wie widersinnig Edgecombes Chaworththeorie, lehren ja die Thyrzagedichte, die sich doch ganz bestimmt auf eine völlig andere Person beziehen, an der Byrons unvergängliche Liebe hängt. Uebrigens weisen auf diese auch die Verse „Unter ein Bild“ hin mit dem angeblichen Datum Januar 1811, denn sie sind später aus dem Nachlaß „kopiert aus einer Seite des Originalmanuskripts des zweiten Gesangs von Childe Harold“, wahrscheinlich entstanden sie mit den ominösen Schlußstanzen zusammen. Thyrza, Astarte, des Giaur totes Liebchen, die visionäre Francesca, die Medora, auf deren Namen sein Kind

*) Wie käme er dazu, derlei in einem geheimen, nicht für Öffentlichkeit bestimmten Gedicht zu fingieren? „Helen“ scheint freilich ein beliebig erfundener Name, gemäß dem Tagebuchwort: „O holy name, be ever unrevealed!“ Erinnern wir uns, daß „Medora“ ursprünglich „Francesca“ hieß und das gespenstige tote Liebchen in „Belagerung von Korinth“, das mit Manfreds Astartegespenst und der Visionbeichte des Tagebuchs harmoniert, Francesca heißt, so dürfte dies vielleicht der richtige Name der Unbekannten sein.

von unbekannter Mutter getauft, ſie haben alle das gleiche Urbild, den weiblichen „Bruder", die große Unbekannte der „romantiſchſten Zeit meines Lebens".

Nehmen wir alſo dieſe geheimen Tagebuchgedichte als Grundlage, ſo ergibt ſich folgendes: Der junge Lord hatte ein dreijähriges heimliches leidenſchaftliches Verhältnis, dem ein Sohn entſproß. Es kam vielleicht zu einem Bruch; jedenfalls verließ er die Geliebte und ging auf Reiſen. Der Gedanke an ſie verließ ihn nie, wie's in den Liedern an Thyrza tönt: „Ich höre eine Stimme, die ich nicht hören *wollte*, eine Stimme, die nun wohl ſchweigen könnte." Er blickt auf einen Ring, das „bittre Pfand", und er will ihr auch im Tode Treue bewahren. Dies „trauervolle Vermächtniszeichen" (thou bitter pledge, thou mournful token) ſoll ungebrochen dauern oder das Herz brechen, an das er es preßt! Nun wohl, in Italien und beſonders auf der Miſſolunghifahrt trug er nur *einen* ſeltſam geformten ſchwarzen Ring arabiſcher Form, der allgemein auffiel, während er früher zahlreiche Ringe bevorzugte. Kann ein ſo lange aufbewahrter Ring, deſſen beſondere Bedeutung der Dichter ausdrücklich hervorhebt, ſich auf verfloſſene Liebſchaft beziehen? Im Brief an Dallas nennt er ſich ſo von Gram überſättigt, daß er „keine Träne für ein Ereignis" (Tod eines „ſehr teuren Weſens") habe, „das ihn *fünf Jahre früher* zu Boden gedrückt hätte". 1806 Beginn jener „violent passion": Datum ſtimmt. Wenn er im Aegäiſchen Meer zum Monde blickte, dachte er: „Jetzt ſchaut *ſie* zu ihm auf" und ach, ihr Grab beſchien er nur. Als er in ſchwerem Fieber lag, tröſtete ihn, „daß Thyrza nicht mein Leiden kennt". „O lehre mich, *zu früh von dir gelernt, zu dulden, vergebend und vergeben!*" Bei ſeiner Heimkehr erfährt er ihren Tod, in bitterſter Reue und Verzweiflung, *er kennt nicht mal ihr Grab, das keinen Grabſtein hat, und er will es nicht kennen.* Denn in der glanzvollen Aufregung des plötzlich ihn beſtrah-

lenden Ruhmes möchte er die Erinnerung abschütteln. Dies gelingt ihm jedoch nicht und plötzlich nach Geburt seiner legitimen Tochter Adah befällt ihn eine unerklärliche Erregung. Diese erfüllt Lady Byron mit steigender Besorgnis, dann mit Argwohn, und setzt sie sich endlich in Besitz eines Geheimnisses, das sie zu sofortiger Trennung zwingt.

Aber daß Byron einen illegitimen Sohn besaß, und dessen Mutter unter traurigen Umständen, vielleicht durch Selbstmord, gestorben war, konnte doch auf die Rechte seiner legitimen Gattin und ihres Kindes keinen Einfluß haben. Wohl aber war dies der Fall, wenn mit jener Geliebten selber Byron heimliche Ehe geschlossen hatte und ein legitimer oder adoptierter Sohn vorhanden war*). Schon dies würde Lady Byrons subjektiven Entschluß erklären; aber es bliebe noch dunkel, woher sie und ihr Anwalt das objektive Recht auf Trennung herleiteten, und vor allem, warum sie ein so düstres unverbrüchliches Schweigen bewahrten, und warum der Anwalt sich über die Mitteilung Lady Byrons so empörte, daß er sogar den Rechtsbeistand Byrons zur Aufgebung seines Klienten bewog. Der Anwalt Byrons, Sir Samuel Romilly, beging 1818 Selbstmord, und Byron faßte dies als Gottesgericht auf!! Später erklärte man Romillys Fahnenflucht für einfache Angst vor der öffentlichen Meinung. Da wußte man wieder nicht, daß der radikale Romilly seine moralische Bravour genügend durch Festhalten an fanatischem Napoleonkult bewies. (Vgl. Holzhausen, „Byron, Napoleon und die Briten".) Er wäre also der letzte gewesen, als Radikaler und Freidenker vom Gesinnungsgenossen Byron deshalb gewählt, einer Cause célèbre auszuweichen, die ihm Ehre und Gewinn versprach und damals noch gar nicht hoffnungslos aussah, weil einige Einflußreiche wie die tonangebende Lady Jersey gläubig auf Byrons Unschuld schworen. Es hätte Romilly wohl eher ge-

*) Nicht zu vergessen die untergeschobene Medora Leigh, ein zweites Kind gleicher Herkunft?

kitzelt, für seinen berühmten Klienten dem Welturteil zu trotzen. Um so mehr muß Lushingtons Mitteilung an ihn ernst genommen werden. Der Fall muß also nicht so einfach gelegen haben, zumal die Frage der Erbfolge gar nicht schwer ins Gewicht fiel. Vorerst handelte es sich ja nur um Lady Byrons Tochter, die keinerlei Ansprüche darauf zu erheben hatte, und selbst wenn sie später einen Sohn erhielt, so würde er durch sie selber später Graf Wentworth geworden sein, unabhängig von dem Lordstitel seines Vaters. Auch wäre möglich gewesen, daß der erstgeborene Sohn jener Verstorbenen, weil unebenbürtiger Herkunft, im geheimen abgefunden sein würde. Obschon eine peinliche Ueberraschung, schien diese Entdeckung keineswegs so schwerwiegend, um sofortige Ehescheidung moralisch, geschweige denn gesetzlich, zu rechtfertigen. Es würde zwei kaltblütige nüchterne Juristen nur bewogen haben, den „schönen Fall" juristisch zu erörtern und ein Arrangement zu treffen. Etwas Ungewöhnliches lag dabei kaum vor im damaligen Highlife mit seiner Abenteuerlichkeit. Obschon er die frühere Ehe verschwieg, konnte doch, da er Mutter und Kind tot glaubte, von einem wirklichen Vergehen Byrons im *juristischen* Sinne keine Rede sein — und nur ein solches konnte zwei ruhige weltmännische Geschäftsleute zu solch jähem Meinungsumschwung veranlassen, daß sie, gleichsam erdrückt von etwas Unwiderstehlichem, jede schonende Behandlung des Falls ablehnten.

Dieses praktisch juridische Motiv aber involvierte augenscheinlich auch eine schwere Gefahr für Lady Byron selber, weil es eine so zähe Verschwiegenheit für alle Folgezeit, auch über Lady Byrons und der beiden Anwälte Tod hinaus erforderte. Wenn diese drei also die in Umlauf gesetzte Inzestverleumdung wenigstens unwidersprochen ließen, ja zuallerletzt Lady Byron auf dem Totenbett sie noch obendrein bekräftigt haben soll, so verfolgte man dabei den Zweck, *von der Spur eines richtigeren Verdachtes für immer abzulenken*. Hierdurch schwinden auf einen

Schlag alle bisherigen Widersprüche, und die ganze dunkle Angelegenheit lichtet sich sofort, wenn wir annehmen: daß Byron, nachdem er vom Tode „Thyrzas" erfuhr, ohne ihr Grab zu kennen — „nicht will ich fragen, wo du ruhst", er hat sich also nicht überzeugen können, vielleicht sollte sie in der Fremde gestorben sein — plötzlich nach Adahs Geburt die drohende Kunde erhielt: man habe ihn getäuscht und jene l e b e noch, und daß z u g l e i c h auch Lady Byron Gleiches erfuhr. In diesem Falle lebte sie also in B i g a m i e und ihre Tochter war gesetzlich ein Bastard. Wird nun nicht sofort die überstürzte Eile der Trennung und ihre unerbittliche Unversöhnlichkeit klar? Und vor allem das tiefe düstere Schweigen, das vom ersten Augenblick an für den Psychologen ebensoviel Drohung gegen Byron als verstecktes Angstgefühl für Lady Byron verrät? Und wird nicht plötzlich die Festigkeit der Klagepartei erklärlich, der man durchaus keine Unsicherheit, wie Fußen auf bloßen seruellen Klatschereien, sondern starkes Rechtsbewußtsein anmerkt? Die scheinbaren Widersprüche in Byrons Betragen schwinden hier noch mehr.

Gewiß werden wir seine Wahrhaftigkeit nicht anzweifeln, wenn er, allerdings nur privatim und in den e r s t e n Jahren nach der Scheidung versicherte: er kenne den Scheidungsgrund nicht und man werde ihn durch Veröffentlichung nur verpflichten. Denn dies bezog sich natürlich auf die gegen ihn geschleuderten Bezichtigungen unnatürlicher Laster, wie ihm denn nicht nur Blutschande, sondern noch andere Niedlichkeiten zugeschrieben wurden*). Daneben wäre die Veröffentlichung einer wissentlichen oder vollends unwissentlichen Bigamie ihm in den Augen aller Unbefangenen nur förderlich gewesen. Und woher sollte er ahnen, daß Lady

*) Uns selbst ist von Engländern, die im Klatsch der höheren englischen Gesellschaft bewandert, feierlich bedeutet worden, Byron habe mit seinem Jugendfreund Lord Clare (den er seither nie, nur einmal in Italien auf eine halbe Stunde wiedersah!) und sogar mit seinem — zahmen Bären geschlechtlichen Umgang gepflogen!!

Byron hinter ſein Geheimnis kam? Iſt nicht ſogar die Möglichkeit gegeben, daß er ſelbſt nur unbeſtimmte Kenntnis vom Weiterleben „Thyrzas" hatte, daß vielmehr nur ſeine Gattin heimlich davon in Kenntnis geſetzt war? Dieſe Möglichkeit gewinnt ſogar an Wahrſcheinlichkeit, wenn wir die Pſychologie der Frauenſeele bedenken und aus den notdürftigen Bruchſtücken der eigenen poetiſchen Beichten Byrons dieſe Medora und Thyrza kombinieren. Einem ſo hingebend liebenden Weſen dürfte es entſprochen haben, ſich zu opfern. Erkennend, daß ſie, unter ſeinem Stande, ſeine materielle Laufbahn hindern werde, überzeugt, daß er ihrer überdrüſſig und deshalb in den Orient gepilgert ſei, wünſchte ſie durch fingierte Todesnachricht, vielleicht aus fremdem Lande, für ihn zu ſterben. Auf die Kunde ſeines plötzlichen Dichterruhms und ſeiner Heirat lockte ſie aber echt weibliche Neugier, anonym brieflich mit ihrer Nachfolgerin in Verbindung zu treten oder vielleicht gar ſie perſönlich insgeheim aufzuſuchen, wobei ſie ſich verriet. So konnte Lady Byron dies gefährliche Geheimnis recht wohl erfahren, ohne daß ihr Gatte ſelber davon wußte. Hingegen muß ihm ſpäter Aufklärung gekommen ſein, denn ſonſt würden ſeine Aeußerungen über „die nur zu einfachen Gründe" und den verhängnisvollen „Schritt", den er einſt vor ſeiner Ehe getan habe, unverſtändlich bleiben. Letzteres aber läßt uns zugleich eine Ehrenrettung ahnen, die Byrons edlen Charakter von dem ſonſt unvermeidlichen Flecken reinigt. „Wäre ich je ſelbſtiſch geweſen, ſo würde ich nicht den Schritt getan haben uſw." läßt — auf Grund unſrer letzten Auseinanderſetzung — nur die Erklärung zu, daß er ſeine Geliebte, um ſie und ihr Kind zu retten, nachher heimlich geheiratet hat, auf ſeiner Seite gewiß ein hochherziges Opfer. So werden wir gern entſchuldigen, daß er es nicht für nötig hielt, Lady Byron von dieſem Vergangenen und Begrabenen in Kenntnis zu ſetzen, zumal bei der heimlichen Ehe vielleicht Verzicht auf die ariſtokratiſche Erbfolge bedingt. Doch im

Todesdelirium rief er: „Warum ging ich nicht früher nach England?" Da seine sonstigen Angelegenheiten keines persönlichen Eingriffs bedurften, kann sich dies nur darauf beziehen, daß noch bestehende Unklarheiten dieses Verzichts hätten geordnet werden sollen!

Hier erscheint auch seine —, mit der Clairemontsache, wo er sich selbst als den Verführten ansah, dem Sinne nach zu vereinbarende — Versicherung, er habe nie ein Mädchen verführt, höchst ominös. Denn, zu Lüge unfähig, konnte er das nur sagen, wenn unsere Aufklärung zutrifft.

In den „Unterhaltungen" Lady Blessingtons sagt er: „Meiner Schwester, die, selber unfähig zum Schlechten, nichts Schlechtes bei andern argwöhnte, schulde ich das Gute, das in mir ist. Sie kannte meine Schwächen, doch verbarg sie aus Liebe. Sie war mir in der Not ein Turm der Stärke." Dieser Herzensschrei, dessen gewaltiger Ernst alle Inzestverleumder schamrot machen sollte, bekräftigt also, daß sie etwas für ihn zu „verbergen" hatte. In der alten Murrayausgabe von 1837 heißt es: „Mehrere Jahre nach Niederschrift der Thyrzagedichte fragte ihn eine Person, auf deren Zärtlichkeit er stets baute, auf wen sich „Thyrza" beziehe; er aber verweigerte die Antwort unter Zeichen schmerzlicher Erregung, so daß unmöglich war, auf die Frage zurückzukommen." Mit der Fragenden kann nur Mrs. Leigh gemeint sein, der wir also auch diesen biographischen Wink verdanken. Sie wußte also damals selber noch nicht, wer Medoras Mutter war; sie, die das Kind adoptierte, seine Vertraute! Wie durfte Byron ihr den Ursprung verheimlichen, wenn nicht mit Begründung einer gravierenden Ursache, wie konnte er über sich bringen, nicht mal ihr sein Herz auszuschütten, wenn ihn nicht Besonderes dazu zwang? Später erfuhr sie die Wahrheit wohl nur zu bald . . durch Lady Byron selber? Mit Obigem aber stimmt überein, daß Byron, auf der Missolunghifahrt plötzlich mitten im lustigen Plaudern befragt: „Wer war Thyrza?", sich

leichenblaß erhob, mit wankenden Schritten entfernte und zwei Tage, in der Kajüte eingeschlossen, nicht mehr zum Vorschein kam. Schwindet nach solcher Beweiskette nicht jeder Zweifel, daß es sich hier um eine Lebenstragödie handelt, daß nur hier Byrons Seelenwunde blutete? Nur unsere Erklärung lüftet also logisch den Schleier, paßt zu allen Verhältnissen, indem sie alle Fragen beantwortet, alle Widersprüche beseitigt. Auf einmal erscheint das Dickicht gelichtet, in dem schon so viele Byronforscher irrewandelten. Und damit wäre unsere Aufgabe vollendet. Aber für diejenigen, die auch der scharfsinnigsten Beweisführung nicht trauen, wären wir noch nicht zu Ende. Ja, wir haben noch etwas zu beichten, und wir zögern, ob wir die Feder nicht weglegen sollen. Als wir früher bereits ähnliches andeuteten, beschränkten wir uns auf Fingerzeige und überließen die Schlußfolgerung dem Leser. Diesmal drückten wir uns mit voller Klarheit aus, ohne Rückhalt. Allein, uns zwingt Wahrhaftigkeit, ein Bekenntnis zu machen, da man unsere Kombinations- und Divinationsgabe zu hoch anschlagen könnte. Denn wer unsere Darlegung liest, wird wohl nie auf den Gedanken kommen, daß der dabei verfolgte Weg kein vorwärtsschreitendes Forschen, sondern ein retrospektives Zurücklegen war. Mit einem Wort: Wir sind nicht durch eigenen Scharfsinn zu unsrer Entdeckung gelangt, sondern umgekehrt durch eine uns gemachte Enthüllung zur rückwärtsleitenden Beweisführung derselben. Die Begründung ist unser Verdienst, wenn es sich um ein solches handelt, nicht die Entdeckung selber.

Nachdem wir zu dieser Erklärung gezwungen, sehen wir uns zu einer weiteren genötigt. Denn wenn wir bekennen, daß wir von einem Wissen ausgingen, so wird man natürlich begehren, das Wie und Woher zu kennen. Wollten wir uns also in jene affektierte Verschleierung hüllen, wie Hamlet sie so richtig persifliert „Wir könnten, wenn wir wollten", so setzen wir uns dem Verdacht aus, daß wir mit

prahlerischer Ziererei uns eines Wissens berühmen, das gar nicht besteht. Anderseits könnte dies Wissen schwächer wirken, als unsre sonstige Beweisführung. Wieder aus Wahrhaftigkeit wollen wir nicht den Anschein erwecken, als ob unser Wissen ein unanfechtbares, sozusagen juridisch tatsächliches, sei. Denn eine Mitteilung, selbst von autoritärster Seite, ist darum noch kein Beweis. Um daher zu einem etwaigen Dementi, das nur von einer einzigen Seite in England ausgehen könnte, bereitwillig Gelegenheit zu geben, stellen wir genau und ehrenwörtlich fest, was wir wissen.

Zu dieſem Behuf berühre ich notgedrungen Perſönliches, um Nachſicht bittend. Als ich das erſtemal 1877 nach London ging, begleitete mich u. a. auch eine Empfehlung an Major Robert Ralph Noel. Nicht ohne tiefe Bewegung kann ich den Namen niederſchreiben. Noch jetzt in hohem Alter ein britiſcher Mannestypus von ſeltener Raſſeechtheit, dabei von kindlicher Herzensgüte verklärt, voll jenes Unüberſetzbaren, was die engliſche Sprache **kindness** nennt, entſprach er ganz der bekannten Definition des Wortes Gentleman: **gentle in his manliness and manly in his gentleness.** Major Noel war nicht nur ein vielgereiſter Weltmann, der u. a. den alten Metternich genau gekannt hatte, durch Stand und Geburt im Highlife aufgewachſen, ſondern vor allem ein Philanthrop und Gelehrter von umfaſſender literariſcher Bildung. Für mich aber war er ja weit mehr als das: gewiſſermaßen der letzte ehrwürdige Ueberreſt, der von Noel-Byron geblieben. Die Familie Noel, eine der älteſten Englands, war wie die Byrons direkt mit Wilhelm dem Eroberer über den Kanal gekommen, und an den „großen Noel", ſeinen Ahnen, erinnerte ſich ſcherzhaft der alte Herr, er ſelbſt noch unverkennbarer Normannenabkömmling mit ariſtokratiſcher Habichtsnaſe und dem eigentümlichen Falkenauge. Lady Noel, die Mutter Lady Byrons, und Lady Byron ſelber waren ſeine Großtante und Tante, Byrons Tochter ſomit ſeine Kuſine, und Byrons Enkel, Lord Wentworth, ſein Neffe zweiten Grades. Da alle andern älteren Familienglieder tot, mit Ausnahme des Earl of Lovelace, Byrons Schwiegerſohn, ſo galt Major Noel gleichſam als

Senior der Familie und ward von Lord Wentworth wie ein Vormund in allen Dingen reſpektiert.

Dieſer außerordentliche Greis, der kinderlos mit ſeiner betagten Gemahlin, einer öſterreichiſchen Gräfin, in ruhiger Zurückgezogenheit lebte, faßte für mich vom erſten Augenblick an eine Zuneigung, die er mit einer Art Wahlverwandtſchaft und phyſiognomiſch-phrenologiſchen Gründen erklärte, und beehrte mich bis an ſeinen Tod 1883 mit edelſter Freundſchaft. Noch auf ſeinem Totenbette ſandte er mir letzte Grüße, befahl, ſein Ableben mir ſofort zu melden, was ſein naher Verwandter und Sohn ſeines intimſten Freundes, eines gleichfalls als Philanthrop bekannten Edelmannes, ein öſterreichiſcher Graf, mit den Worten erfüllte: „Unſer gemeinſamer väterlicher Freund iſt nicht mehr.“ Noch zuletzt hatte er mein „**Dies Irae**“ laut vorgeleſen.

Ich muß dieſe Einzelheiten feſtſtellen, um jeden Verdacht einer Myſtifikation auszuſchließen. Für die buchſtäbliche Richtigkeit dieſer Angaben kann ich mich einfach auf das Zeugnis jenes öſterreichiſchen Grafen berufen, der 1880 in London mit mir bei Noel verkehrte. Major Noel hatte die Güte, mich auch mit Lord Wentworth ſelber in deſſen Hauſe bekannt zu machen, und mit der Enkelin Byrons, Mrs. Blunt, der ich auch einmal eine Ueberſetzung aus Byron vorlas. Sogar die Enkelin der Jugendflamme Byrons, jener Mary Chaworth von Annesley Hall, habe ich dort kennen gelernt.

Nun wohl, nach vielerlei Geſprächen über Byron und ſein Leben, wobei mir mein verehrungswürdiger Freund gar mancherlei aus dem Schatz ſeiner Erinnerungen erzählte — er war z. B. als Knabe mit Byron in deſſen Loge im Theater geweſen und ſchilderte ihn als bezaubernd liebenswürdig — geſchah es eines Abends in höchſter Vertraulichkeit, daß er mir unumwunden mitteilte, da ich, je mehr ich von Lady Byron und Mrs. Leigh erfuhr, immer beſtimmter betonte, das Geheimnis der Eheſcheidung ſcheine mir ganz woanders

zu ſtecken, vielleicht in der Thyrza-Affäre: Allerdings ſei dem ſo, Byron war ſchon verheiratet, hatte Kinder uſw. Darüber kam Mrs. Noel, hörte ſchweigend zu und ſuchte nachher mit mir eine Unterredung unter vier Augen: ſie ſei aufgeregt und erſchrocken, daß Noel mir dies Geheimnis anvertraue, und bitte jedenfalls zu ſchweigen, ſolange ſie beide lebten, was ich natürlich verſprach und hielt. Jetzt nun ruhen beide lange im Grabe. Trotzdem habe ich, als ich nach Noels Tode mich über das Byrongeheimnis äußerte, nur Allgemeinheiten geboten. Jetzt aber ſcheint mir längeres Schweigen nicht mehr geboten im Intereſſe irgendeiner Perſon, wohl aber verboten im Intereſſe Byrons ſelber, über den immer noch alberne Verleumdungen kurſieren, denen dieſe Aufklärung ein für allemal ein Ende macht. Nochmals ſei betont: das Aſtartepamphlet Lovelaces betrachte ich als Herausforderung und gegen ſolche gehäſſige Schändung meinen Byron zu verteidigen, als Pflicht.

Die einzige Perſon, die mir widerſprechen dürfte, wäre Lovelace ſelber geweſen. Ich war 1897 geſpannt darauf, doch damals ſchwieg er. Denn ich darf nicht verſchweigen, daß nach den beſtimmten Ausſagen der Noels für mich jeder Zweifel ſich ausſchließt. Obſchon ich aus Taktgefühl nicht das Thema bis zum Aeußerſten verfolgte, ſo ging doch aus den jeweiligen Mitteilungen auch Mrs. Noels ſo viel hervor, daß ſie nicht nur den Fall ſehr genau kannte, ſondern ich mußte ſogar verſtehen, daß ſie ſelbſt, Mrs. Noel, jene erſte rechtmäßige Gattin Byrons insgeheim geſehen habe, natürlich in deren hohem Alter. Ferner gab Noel zu, daß er mit jenen Nachkommen Byrons verhandelt habe, die ſich bei Lord Wentworth gemeldet haben ſollen. Soweit ich unterrichtet wurde, befänden ſich jene Enkel Byrons in Amerika; hingegen blieb mir verſchloſſen, wo denn eigentlich jene geheime erſte Ehe Byrons ſtattfand. So ich mich recht erinnere, habe ich einmal etwas von Spanien gehört, wohin

jene „Thyrza" sich begeben habe.*) Doch wie gesagt, genau bis aufs I-Tüpfelchen sind meine Informationen nicht geworden, da ich, wie oben angedeutet, es für undelikat hielt, schärfer nachzuforschen. Jetzt aber kann mich keinerlei Rücksicht binden, vielmehr steht Rücksicht auf Byrons geschmähtes Andenken mir ungleich höher. Allerdings bleibt vieles dunkel bezüglich seiner subjektiven Verschuldung. Denn während Noel als Philosoph und Bewunderer Byrons den Fall milde beurteilte, warf Mrs. Noel meiner optimistischen Auffassung entgegen: wenn er denn so edel gewesen sei, warum habe er dann die Frau verlassen! Und sie fügte — mit einem Blick und Ton, der auf persönliche Bekanntschaft schließen ließ — hinzu: „Sie war doch eine vortreffliche Person!" Wie dem aber auch sei, und wie sich das Dunkel lichten wird, jedenfalls wird dies absichtliche oder unabsichtliche Vergehen Byrons seinem Andenken zuträglicher sein, als die geflissentlich fortgenährte dunkle Verleumdung. Offenbar sind etwaige juridische Folgen längst verjährt, und die hohe Familie, um die es sich handelte, hätte wohl schon damals nichts anderes zu fürchten gehabt als unangenehmen Skandal. Die Lordschaft Byron ist 1824 auf seinen nächsten männlichen Erben, Kapitän Byron übergegangen. Daß dieser bei der Ehescheidung trotz persönlicher Freundschaft mit seinem berühmten Vetter heftig gegen ihn Partei nahm, läßt vielleicht darauf schließen: auch ihm als dem Nächstbeteiligten seien Winke über den geheimen Tatbestand gegeben worden, der natürlich auch sein

*) Byrons erstes Testament bestimmt ein auffälliges Legat von 7000 Pfd. für ein Kind Nicolo Giraud in Malta, angeblich in Hellas geboren, sobald Nicolo sein 20. Jahr erreiche. Dies später umgestoßene Vermächtnis gibt sehr zu denken; steht es in Zusammenhang mit der Unbekannten? Begleitete sie ihn also, respektive folgte sie ihm auf der Haroldreise? So inkognito, daß nicht mal Hobhouse davon wußte? Tatsächlich heißt es in Byrons Tagebuch: das Gerücht, er selber sei „Korsar" gewesen, sei zwar Lüge, doch auch Hobhouse wisse ja nichts von seinem späteren Leben in Griechenland.

Intereſſe als etwaigen Erben und Agnaten der Familie Byron bedeutend berührte. Die Kinder Adah Byrons haben mit dem Erbe des Großvaters nichts mehr zu ſchaffen, ſie haben lediglich von ihrer Großmutter die Lordſchaft Wentworth geerbt, wie ſie ſonſt Erben ihres Vaters ſind. Dieſer, der Earl of Lovelace Viscount Ockham (geb. 1805), lebte noch, als wir in London waren, und erhielten wir durch ſeine Beglaubigung Zutritt im House of Lords. Von Adahs drei Kindern ſtarb der älteſte Sohn ſchon 1862. In Byron-Noel Viscount Ockham lebte der Radikalismus des Ahnen auf. Er verachtete ſeine Standesgenoſſen und diente als Matroſe und dann bei einem Schiffsbaumeiſter in Deptford! Der zweite Lord Wentworth Earl of Lovelace—Ralph Gordon Noel Viscount Ockham — iſt 1839 geboren. Elze erzählt in ſeiner Biographie: „Die Enkelkinder betrachten ihren Großvater als den Schandfleck der Familie, und man darf in ihrer Gegenwart nicht von ihm reden," woran eine Bemerkung über die Unbedeutenheit der Nachkommen großer Männer ſich ſchließt. Dies „man ſagt" erkläre ich auf Grund eigenſter Erfahrung als Unwahrheit, ſo wie auch die vorher von Elze breitgetretene Geſchichte Adah Byrons nur auf Legende beruht. Lord Wentworth machte mir den Eindruck eines modernen engliſchen Gentleman von gründlicher Bildung, der freilich über die Poeſie Byrons geradeſo wenig enthuſiaſtiſch dachte wie alle ſeine Zeitgenoſſen. Das hat aber mit ungebildeter Verkennung nichts zu tun *). Der Verſtorbene müßte ſelber

*) Er kann nicht mehr Rede ſtehn, drum darf ich mir keine pſychologiſchen Schlüſſe erlauben, weshalb er ſich als hochbetagter Greis zur ruchloſen Pamphletat aufſchwang. Merkwürdig berührt es mich allerdings, daß dieſer Bluff erſt geſchah, nachdem ich verſchiedene Andeutungen über die Wahrheit veröffentlichte. Ohne durchſchauen zu wollen, ob er bona fide in krankhafter Verblendung über den Inzeſt phantaſierte, muß ich als beſtimmt vorausſetzen, daß er wußte, die Scheidung habe nichts damit zu tun gehabt. Denn trat nicht Lord Wentworth ſelber der Beecher-Stowe ſcharf entgegen?

begreifen, daß eine Aufhellung des Byrongeheimnisses sich endlich ziemt: aus Gründen nicht nur historischer Wahrheit, sondern einfachster Gerechtigkeit gegen den Vielverleumdeten. Wenn er sich unwissentlich an den Rechten seiner Gattin versündigte, wofür er ja hart genug büßte, so zieht dies wohl jeder den im Dunkel schleichenden Gerüchten vor. Und nicht nur das: auch das Andenken Lady Byrons, das ihre Familie hochhält, kann nur durch diese Enthüllung gewinnen. Denn die gebildete Welt hat sich gewöhnt, sie als bösartige pharisäische Närrin zu verurteilen, die auf grundlosen Argwohn hin ihren großen Gatten verließ und herzlos zugrunde richten wollte.

Deshalb durften wir mit gutem Gewissen diese Enthüllungstat beginnen. Und selbst wer zweifelnd den Kopf schüttelt, wird zugestehen, daß nur so Lösung des Rätsels winkt. Die Inzestfabel zerrinnt in sich selbst, sobald wir der „Astarte" — denn bezeichnenderweise fußt Lovelace im Grunde nur auf der Manfredbeichte — eine völlig andere, offenkundig richtige Deutung geben. Bezüglich der Mrs. Musters und Miß Clairemont stelle man sich aber vor, ganz abgesehen von der nachweislichen Unmöglichkeit der Deutung, daß kundige Weltmänner geheimnisvoll von der schauerlichen Tatsache munkeln, Byron habe mal vor oder nach oder während der Ehe eine erotische Entgleisung gewagt! Wie ironisch würde Lushington gelächelt haben, wenn in entdeckten platonischen oder nichtplatonischen Billetdour Byrons unsühnbares Verbrechen bestanden haben sollte! Bei der Clairemont waltete ja auch nicht das mindeste Geheimnis, daß sie 1817 öffentlich genug Byrons Tochter Allegra gebar, ein Jahr nach der Trauung von Lady Byron! Da damals die Inzestfabel die Runde machte, lag ja im dringendsten Interesse der Byronpartei, auch der Mooreschen Biographie, geradeheraus der Welt zu enthüllen, daß aufgefangene Liebesbriefe und ähnliche Kindereien hinter der ganzen Schweigekomödie steckten! Tableau, homerisches Gelächter!

Aber Byron, der anfangs Miene machte, ſich zu widerſetzen, gab jede Verteidigung auf. Zwar ſucht er noch 1817 in einem Romanfragment, deſſen ſpaniſches Milieu offenbar die Unterlage zum „Don Juan" wurde, die Sache ins Lächerliche zu ziehen, verleugnet aber dabei wahrheitswidrig ſeine verzweifelte Stimmung und ſein ſeltſames Drängen, Lady Byron möge mitten im Winter zu ihrer Erholung abreiſen, und macht irrtümlich ſeine Schwiegermutter verantwortlich. In ſo halt- und heilloſer Verwirrung befand er ſich damals und ſo darf man auch aus ſeinem Toben (Brief 1819) nach Romillys Selbſtmord nicht den Anſchein ableiten, daß er ſich ganz unſchuldig fühlte. Uebrigens ändert das nichts an der Unbegreiflichkeit von Romillys Verhalten. Und immer wieder fragen wir: warum denn Verzicht auf jeden Widerſtand? Etwa weil er dieſe bösartige Gattin los ſein wollte, deren offizielle Scheidungsklage ſich auf frivolſte nichtigſte Beſchwerden ſtützte, die jeder Divorce Court als unerheblich abgelehnt hätte? Schon dies ſollte ſtutzig machen, denn wenn er irgendwelche „Untreue" während der Ehe durchmachte, hätte man dies ſchon anſtandshalber in die Gerichtsakten aufgenommen. So aber ſcheint die alberne Klagebegründung nur darauf berechnet, daß Byrons zornige Erbitterung verächtlich eine Gattin fahren laſſe, die ſich zu ſolcher Erbärmlichkeit erniedrigt. Bezeichnenderweiſe nahm ja auch niemand den Schwindel ernſt, alle Welt ſchrie: man will uns Sand in die Augen ſtreuen, hinter ſolchem Blendwerk ſteckt etwas Unſagbares. Sprechen wir auch Lady Byron davon frei, am Inzeſtgerücht mitgearbeitet zu haben, ſo mußte Byron glauben, ſie habe es in Umlauf geſetzt. Sein anfänglicher Grimm ſcheint alſo berechtigt, ſelbſt daß er der Donna Inez des „Don Juan" 1818 Züge ſeiner Gattin lieh mit ſatiriſcher Verzerrung. Doch 1820 plötzlicher Umſchwung! Nie mehr galliger Spott, nur liebevoll ehrende Worte über die unverſöhnlich grollende Unerbittliche! Ein Schwinden jeder Bitterkeit und unver-

kennbare Fassung, die eine Seelentragödie schweigend verbeißt! Dies seltsame Schwanken bis 1819, wo er doch selbst in dem Zornausbruch „Und du warst krank und ich war nicht nahe" noch eheliche Zärtlichkeit aushaucht, heißt: er fühlt sich irgendwie schuldig, wähnt aber, sie handle aus andern ungerechten Motiven. Da bricht plötzlich die Kunde herein, daß sie das Schlimmste weiß. „Das Schlimmste kenn' ich . . . was? frage nicht!" heißt es schon 1812 im Haroldgedicht an Inez; da aber alle damaligen Schauermärchen über seine Korsarenvergangenheit nichts als Einbildung, welchen Schatten fühlte er denn plötzlich 1815 über sich lasten? Und wenn sein „Fahrewohl" lehrt, daß der sonst Mutigste der Menschen die kampflos freigegebene Gattin liebte, in unüberbrückbarem Widerspruch zu so schwächlichem Ausreißen bei scheinbarer Schuldlosigkeit, so atmet leider Lady Byrons Antwortgedicht, das sie unnachsichtig entgegenschleudert, in jeder Zeile Aufrichtigkeit einer rasenden Verzweiflung über soviel Grausamkeit, die ein angeblich geliebtes Wesen unrettbar vernichte und nachher Krokodilstränen weine! Offenbar setzt sie voraus, er habe ihr wissentlich unsühnbare Unbill zugefügt, worin sie ihm sicher unrecht tat und diesen Irrtum wohl später erkannte. Weil so furchtbare Anschuldigung sich um keine bloße Liebeleianbandelung drehen könnte, weil sie notwendigerweise einem besonderen Druck gehorchte, als sie sich einen geliebten Gatten und ihrer neugeborenen Tochter den Vater raubte, deshalb kam die Frage nach dem Warum nie zur Ruhe. Wenn sie alles aufs Spiel setzte und fortan beide Teile über den wahren Grund ihrer Trennung unverbrüchlich schwiegen, so besitzt kein Weib solch eiserne Selbstbeherrschung, wenn nicht Selbstinteresse dazu zwingt. Sie starb „und gab kein Zeichen".

Was gewinnt man aber mit dieſer Unterſuchung? Einen Beitrag von bleibendem pſychologiſchem Wert zu Byrons Diktum „Poeſie iſt nur Leidenſchaft", „ich haſſe Dichtung, wenn ſie nur Erdichtung". Nur Wahrhaftigkeit ſchlummert auf dem Grunde jeder echten Poeſie, ein Born von Schmerzenswolluſt läßt ſich nicht künſtlich erzeugen. Byrons Schuldgefühl quoll aus Selbſterlebtem, leidvollſter Erfahrung des Naturgeſetzes, daß nichts Großes und Schönes unbeſudelt durchs Daſein ſchreiten darf, daß die großmütigſte Geſinnung nicht vor Sünde der Selbſtſucht ſchützt, daß *wir* leiden und andere leiden *laſſen*, ſolange wir atmen. Der Byronismus iſt ein verzweifelter Empörungsſchrei gegen unerbittliche Schickſalsmächte, die eine reicher als Menſchenmaß angelegte Natur in kleinliche Miſere hinabziehen und eine ſelten edle Dichter- und Heldenſeele gerade durch eine ſelbſtloſe, aber unbeſonnene Einzelhandlung in eine Kette verderblicher Uebel für ſich und andere verſtricken.

Wenn die verabſchiedete Lady Lamb als Motto ihres „Glenarvon" den Korſarenvers ſetzte: „Er hinterließ einen Namen für alle Folgezeit, verknüpft mit einer Tugend und tauſend Sünden," ſo muß man dies umkehren: mit tauſend Tugenden und einer Sünde. Dieſe Sünde, ob er ſie wiſſentlich oder unwiſſentlich verbrach, vergiftete ſein Leben. Doch ſie war wirklich und nicht gemacht. Für pſychologiſche Aeſthetik iſt wahrlich wichtig zu erfahren, daß die tiefſten Ausbrüche von Reue und Verzweiflung nur durch weſenhafte Wirklichkeit erzeugt werden konnten. Wohl mochte Byron reden von „der ſprachloſen Verleumdung, dem Flüſtern der Reptile, deren Janusblick durch Schweigen zu lügen weiß".

Aber daß die Welt keine anempfindende Schmerzenswolluſt in tollkühnem Aufſuchen erfundener Pein, ſondern grauſame Weihe einer Selbſtbefreiung in Geburt ſo echter Poeſie argwöhnte, kann man ihr nicht verdenken. Der inſtinktiven Ahnung, daß irgendwo ein Riß durch dieſes ganze reiche Leben ging, wo ein heroiſcher Wille mit einem lähmenden Schickſal auf Tod und Leben kämpfte, entſprang das hartnäckige Beharren des Gerüchts von einer geheimen Schuld in ſeinem Leben. Ueber die Wahrhaftigkeit der Thyrza-Witwertrauer und der ominöſen Schlußſtrophe des zweiten Haroldgeſangs äußerte Profeſſor Clarke ſehr richtig, als man fragte, Byron könne damals doch nicht den Gram einſamen Greiſenalters in ſich gefühlt haben: „Ich fürchte, ja! Denn ſonſt hätte er ſolche Dichtung nicht ſchaffen können." So hat er denn in Miſſolunghi den Tod geſucht, nicht eine Krone, wie alberne Unterſtellung ihm ſauerſüß andichtet: „Ich brachte der Freiheit viele Opfer und dies iſt nicht das kleinſte, doch das letzte. Denn hier endet meine Laufbahn", zitiert die Bleſſington ihn wörtlich. Wir betonen nochmals, daß den Byronbiographen jeder Klatſch heilig iſt, ſie können nicht umhin, um ihm etwas am Zeuge zu flicken, als Bauſteine ihres gefälſchten Charaktergemäldes ſogar falſche Zitate zuſammenzutragen. Was z. B. Taine aus Stendhals Zeugnis machte, davon ſteht kein Wort bei Stendhal. Weſt, Millingen, Kennedy, Medwin und andere bezeugten übereinſtimmend, er ſei ohne jede Affektation, bezaubernd liebenswürdig, kordial und einfach geweſen, Hoppner und Dallas, die es am beſten wußten, beteuern, daß man noch nie ſoviel echte Herzensgüte in einem Menſchen fand. Wir gönnen dem Bücherwurm Elze ſeine Geringſchätzung der Byronſchen Unmännlichkeit, weil er, der beſte Schütze ſeiner Zeit, nie mehr auf Lebendes ſchoß, nachdem der Sterbeblick eines von ihm erlegten Adlers ihn mit Reue erfüllte, und auch das Angeln verpönte. Allen, denen unſaubere Schmähungen gegen den Genialen wohl behagen, möge die

berühmte Apostrophe an die Nemesis ins Ohr dröhnen (Ch. Harold IV): „Wenn meine Stimme losbricht, ist's nicht, daß ich zurückschrecke vor dem, was ich litte. Spreche doch der, der je meine Stirn sich beugen sah und meines Geistes Krampf zur Schwäche werden . . Ferne Stunde soll erfüllen die tiefe prophetische Fülle meines Sanges und türmen auf der Menschlein Scheitel den Berg meines Fluches. Und dieser Fluch sei Vergebung!" Als einer seiner giftigsten Verleumder starb, unterstützte er insgeheim dessen Witwe und schrieb die denkwürdigen Worte: „Mögen ihm alle andern Fehler, unvermeidlich bei uns armen Menschen, ebenso leicht vergeben werden wie das bißchen Unrecht, das er mir zufügte, der seinen Tod bedauert und seine Talente schätzte." Jede Weichlichkeit des Selbstmitleids verlachend („O questa è una bella scena!" lachte der Sterbende seine jammernden Getreuen aus), strömt seine Heldennatur noch im Todesdelirium seine innerste Heldennatur aus: „Immer Mut, folgt meinem Beispiel!" Lord Harrington und Oberst Stanhope bezeugen: „Er war das Ideal des Rittertums." Aber tiefe Melancholie, die ihr Junges, die Poesie, als Pelikan mit eigenem Herzblut nährte, wovon das Junge so gut zu Kräften kam, sie überwog. „Oft sah man ihn mitten in voller Heiterkeit plötzlich nachdenklich werden, seine Augen füllten sich mit Tränen." Wahrscheinlich ist auch dies unmännlich oder hysterisch, ihr wackern Bücherwürmer und Pathologen? Nur schade, daß der größte Held germanischer Rasse, Friedrich der Große, unter gleicher Tränenseligkeit litt, da ihm sogar das Auge schon feucht wurde, wenn er von einer edlen Handlung hörte!

Aber freilich „der Held ist heiter", da er sonst kein Held wäre, darin hat Nietzsche ganz recht, und wenn dieser männlich heitere heroische Byron immer wieder in trübe Erinnerung versank, so muß er eben etwas zu erinnern haben, das ihn ethisch zu Boden drückte. Das blieb in allen bisherigen Untersuchungen unklar, da weder vor, noch nach der

Ehescheidung in den bisher bekannten Tatsachen ein Grund zu Reue und Schwermut entdeckt werden konnte. Erst wir haben den Schleier gehoben.

Lordspleen, Gejammer über das Rosenblatt des Sybariten, weinerliche Verzweiflung eines verwöhnten Muttersöhnchens über gewöhnliche Lebensübel, die man mit Würde tragen muß — mit solchen Vorwürfen törichter Unkenntnis setzte Carlyles Schimpfen ein, der förmlich Purzelbäume schlägt, als ob ein dichtender Lord schon ein Verbrecher sei. Daß ein vornehmer Herr das Menschheitleid zu vertreten wagt, wirkt auf diesen schrullenhaften Querkopf wie ein rotes Tuch auf den Stier. Er höhnt mit plebejischer Roheit Byrons Schmerzensschreie, als greine hier nur der Katzenjammer der Genußübersättigung. Dagegen hat der ihm nahestehende Ruskin, auf dessen Orakel gleichfalls eine große Gemeinde lauscht, gelegentlich geäußert: Byron sei wohl so ziemlich der größte Dichter aller Zeiten, wenn man auf reine poetische Schönheit sehe. Eugen Dühring vollends stellt ihn in seinen „Größen der Weltliteratur" an die oberste Spitze aller Dichter und Helden, feiert den angeblich verzärtelten Ichschmerzler als Ideal germanischer Männlichkeit, während er überall sonst Kleinlichkeit, Unsittlichkeit, Unwahrhaftigkeit wittert. Sein tiefer Wahrheitsinstinkt geht da nicht irre und ihm als Sachverständigen germanischen Rassebegriffs empfahl sich dieser Skalde, zugleich ein Sänger und ein Held, als höchster germanischer Typus. Wenn aber für jeden Verstehenden tiefste Wahrhaftigkeit diese Weltpoesie durchpulst, dann muß auch sein so oft erschütternd sein Weltweh durchtönendes persönliches Leid einem Lebensgeheimnis entspringen, so tragisch und ergreifend, daß es ihn bis zum Tode beschattete. „Es sei, und foltert es mich auch, dies Weh soll eine Zunge finden!" (Manfred.) „Ich wirkte s e l b s t an meinem Sturz, der geschickte Pilot meines eigenen Elends." (Epistel an Augusta.) „Es ist nicht, daß ich nicht durch meine und meiner Ahnen Fehler die Wunde

verdiente, an der ich innen verblute, und wäre ſie von gerechter Waffe geſchlagen, ſollte ſie unverbunden fließen." (Ch. Harold.) Dieſe unwillkürlichen Geſtändniſſe würden ebenſo unverſtändlich bleiben, wie die früher zitierten ominöſen Privatäußerungen, wenn wir nicht den Ariadnefaden für dies Labyrinth der Widerſprüche durch unſre neue Entdeckung geboten hätten. Denn in Byrons bisher bekanntem Leben gewährt nichts einen Anhalt für ſo düſteres ſchuldvolles Weh, wie es im Manfred ſich austobt, noch für die nur ſeiner wiſſenden Schweſter verſtändliche ruhige Erklärung, er habe ſelbſt ſein Elend heraufbeſchworen und die innere Wunde an und für ſich verdient. Weder Lady Byron gegenüber noch ſonſtwie in Jugend und Mannesalter hatte er ſich irgend etwas vorzuwerfen, wenn der bisherige Stand der Byronforſchung abſchließend wäre. Wir aber haben nun den Finger in die Wunde gelegt und jeder ungläubige Thomas, ſofern er nur Logik und Unparteilichkeit im Prüfen unſrer Darlegung bewahrt, wird uns wohl oder übel folgen müſſen.

Wenn wir aber ergründen, daß Byrons Poeſie- und Charaktergeheimnis untrennbar mit dem Lebensgeheimnis verflochten, daß ſeine dichteriſche Heldengröße lediglich durch wildes Ringen mit wirklichem ſchwerſtem Seelenleid unter ungewöhnlicher Schickſalsverkettung ſich zum Uebermenſchentum erhob, dann haben wir die tiefſte Wahrhaftigkeit ſeines Denkens und Dichtens ein für allemal erwieſen und einer wahren Pſychologie der Aeſthetik, einer neuen Einſicht in das Weſen des Genies als einer Schwergeburt ſeeliſcher Kämpfe, ein weites Feld geöffnet.

Die G. Sand redet in der Vorrede der „Lelia" vom „bleichen Refler", den Byrons Schatten über alles moderne Schrifttum warf und den man als heiliges Erbe anbeten müſſe. Ihr Liebhaber Muſſet, dem ſie pſeudobyroniſches Gift in venezianiſchem Kriſtallkelch kredenzte, glaubte auch in die Fußtapfen „dieſes großen Mannes" zu treten. Doch bei

all dieſen Nachfahren, auch den Ruſſen Puſchkin und Lermontow, den Deutſchen Lenau und Heine, verflüchtigt ſich der Weltmeerozon britiſcher Inſelgröße in weichem Waldgeruch, der Wald flüſtert nur, nicht der Ozean rauſcht. Mochte der junge Einſiedler von Newſtead Abbey fühlen: es geht ein finſterer Geiſt durch unſer Haus, und mochte das Seufzen Childe Buruns auf dem Grabhügel des Achilles recht erhaben, aber recht unreif klingen in ſtelzbeinigem Sprachgang der alten Schule, die ſpleenige Blaſiertheit des Dandytums hat ihn nie angekränkelt und der Einſiedler vom Genfer See und Mittelmeerſtrand ſang als lichter Geiſt das Hohelied der Moderne, wo hehre Begeiſterung für Menſchheitsbefreiung jede Skepſis überlebt. Freilich, daß es ein hohes Lied iſt, das macht ihn der Philiſtermoderne ſo unbehaglich, die keine ariſtokratiſchen Herrenmenſchen duldet. „Der feſſelloſen Seele Genius, Freiheit, wie leuchteſt du auf Kettenerz!" Aber die entfeſſelten Maulwürfe wünſchen kein Leuchten. Giordano Brunos Sonettſehnſucht, ſein von Univerſaleffekt geweitetes Herz begehre nur noch eins: den Märtyrertod in Flammen, ward ihm erfüllt. Und ſo fuhr Byron, der einen Heldentod in Hellas als ſchönſtes Los pries, im feurigen Wagen eines Opfertodes gen Himmel. Das verſchüttete Marmorbild einer vorbildlichen Dichtergeſtalt haben wir hier ausgegraben.

Das Gefaſel über Byrons Subjektivität, die ſich ſtets ums eigene liebe Ich gedreht habe, verkehrt durchaus den Tatbefund. Im Gegenteil wird er immer überraſchend ſchwach, wenn er ſeinen Privatkummer wiederkäut und immer groß, wenn er, wie glücklicherweiſe in all ſeinen größeren Werken, ſein Perſönliches der ganzen Menſchheit verknüpft. Er braucht breite Entfaltung, wenn das unorganiſche Chaos ſeines Schöpferinſtinkts, alle üblichen Naturgeſetze verachtend, das Wachſen einer neuen metaphyſiſchen Welt erzielen ſoll. Mit Recht nennt er ſeine drei Gedankendramen „Myſterien", doch ſein ganzes Schaffen iſt ein My-

ſterium. Wir geben den Schlüſſel zu dieſer Blaubartkammer. Sein Lebensgeheimnis arbeitete in ihm wie das biologiſche Geſetz der Mutation, wie es de Vries entdeckte, das alle ſtufenweiſe und langſame Evolution durch ſpontane trotzige Revolution übern Haufen wirft und eine noch unentwickelte Pflanze durch Zerſprengung alles ſchwächeren ihr anhaftenden Stoffes zu einer höheren Gattung umbildet. Wenn ſein eigenſter Geſang aus eigenſtem Abgrund dämoniſche Magie heraufholte, ſo mochte Goethes Wunſch: „Wohl ſei ihm doch, wenn er ſich ſelbſt empfindet" in die Mahnung ausklingen: „Und wie ich ihn erkannt, mög' er ſ i ch kennen!" Dieſem ergreifend erhabenen Brudergruß noch ein Wort beizufügen wäre Entweihung. Doch wir dürfen mit dem Altmeiſter ſchließen: „Denn wir glauben dich zu kennen."

Anhang: Lovelaces „Astarte“

Nachdem unsere Arbeit vollendet, erkennen wir, daß Lovelaces „Astarte" genauerer Widerlegung bedarf, da sonst stets neue Einwände erhoben werden könnten. Absichtlich unterließen wir, auf gewisse Dinge einzugehen, die scheinbar Byrons und seiner Gattin Verhalten noch unbegreiflicher machen. Denn selbst Kritiker, die blindgläubig auf des Enkels Anschwärzen des Großvaters d. h. auf seine sogenannten Dokumente bauen, geben zu, daß jede innere Logik dabei fehle und aus Lady Byrons Handlungen niemals zu entnehmen sei, sie habe an Mrs. Leighs Schuld geglaubt. Unlösliches Rätsel aber würde uns Byron selber. Denn wer der von Gehässigkeit strotzenden Darstellung des liebevollen Enkels folgt, dem stellt er sich als Gemisch von Irren- und Zuchthäusler dar, durchsättigt von beispielloser Verlogenheit. Wir würden irre an unserer eigenen Theorie, daß Ethik und Intellekt sich entsprechen und in jedem scheinbar widersprechenden Falle eine Unterschätzung des Ethischen oder Ueberschätzung des Intellektuellen bei einem angeblich bösen Genialen vorliegt d. h. daß der Betreffende ethischer oder aber minder bedeutend war, als man glaubt. Natürlich läßt man aber, je größer ein Ausnahmemensch, desto freiere Ausnahmemoral gelten. Gewisse von veraltetem Strafrecht verpönte Neigungen Friedrichs d. Gr., Lionardos, Michelangelos (Platen berief sich ja sogar auf Shakespeares angeblich homoserueller Sonette) bedeuten uns nur Lappalien angesichts der sonstigen höchsten Tugenden solcher Männer. Und wenn man fälschlich Napoleon sinnlichen Umgang mit Schwester Pauline und Stieftochter Hortense nachsagt, so würde Byrons sogenannter Inzest mit seiner Halbschwester

uns sein reines Bild um so weniger trüben, als hier ja besondere Schicksalsverkettung zwei Waisen aneinanderschloß. Wohlgemerkt aber dies als allverschlingende Lebensleidenschaft verstanden, wie Manfreds für Astarte. Nicht nur fällt dies aber bei Byron weg, da laut Lovelace selber das Verhältnis höchstens 1813—15 bestanden haben könnte, umrahmt von anderen Liaisons vor- und nachher nebst nachfolgender Ehe, sondern die Begleitumstände widern durchweg an. Hiernach scheint Byron ebenso toll wie verderbt, ebenso grausam brutal wie feige lügenhaft.

Nun wissen wir aber aus tausend Tatsachen, daß dieser Verbrecher geradezu ein Ausnahmemensch an Mitleid, Güte, Großmut und Rücksicht war bis zur Sentimentalität, der sozusagen jedem Wurm aus dem Wege ging, Jagen und Angeln abschwor, daß er ferner ein Muster von Mut und trotziger Wahrheitsliebe, und daß dieser Tolle ein äußerst weltkundiger Ironiker war. An diesen allgemeinen Eigenschaften zweifelt niemand, nicht der ärgste Nörgler wie Galt, obendrein aber müßten wir noch allen Zeugnissen über sein Eheleben mißtrauen, ferner alle Aeußerungen Byrons, wie wir sie im Text früher aufzählten, für abgefeimte bewußte Lügen halten. Solche bereitwillige Unterwerfung darf Lovelace nur von unkundigen Schwätzern (vgl. „Neue Rundschau", 5. Heft 1908) erwarten, aber nicht von uns. Wir ziehen vor, die Logik in Ehren zu halten: wenn Byron der war, für den alle Zeugen ihn halten, wenn er seine erhabenen Werke schuf, so glich er keinenfalls dem elenden Wicht, den sein pietätloser Enkel uns aufschwatzen möchte. Denn nicht um sinnliche Ausschreitung handelt es sich hier, das wäre völlig belanglos, sondern um einen von Grund aus morschen Charakter, der mit der Wahrheit ebenso frech umspringt wie mit der Sitte. Fürs erste betrachten wir aber seinen jeder Ehrerbietung baren Abkömmling als einen Frechling ohne Scham und würden, gestützt auf obige Psychologie, seine Denunziation selbst dann wegen innerer Unwahrscheinlichkeit ableh-

nen, wenn er wirklich Beweiſe hätte. Doch ſo perfide er den Advocatus diaboli ſeiner ſchlechten Sache ſpielt, werden wir die fortwährenden inneren Widerſprüche Schritt für Schritt nachweiſen.

Daß die Stiefgeſchwiſter, die ſich übrigens nur ſelten ſahen, bis zu Byrons Rückkehr aus Hellas in rein geſchwiſterlichem Verhältnis ſtanden, beſtreitet L. nicht. In der Tat begegnet man in Byrons Briefen und Auslaſſungen bis 1813, während er ſeine toten Freunde und Thyrza betrauert, nirgends einer beſonderen Bezugnahme auf ſeine Schweſter. Etwas ſo Außerordentliches, Gefährliches und Unnatürliches wie ſinnliche Geſchwiſterliebe erwacht aber nicht über Nacht, auch nicht in einem von anderer tragiſcher Leidenſchaft erfüllten Herzen. Man ſtelle ſich vor, daß Auguſta, im Sommer 1813 auf Beſuch bei Byron in London lebend, ihn durch ihre Frage nach Thyrza (ſiehe früher) in finſtere Erregung verſetzt, Byron aber ſchon damals mit ihr gleichzeitig in ſträflichem Verkehr ſteht! Noch mehr: außer Lady Lamb, mit der er brach, habe er damals mit zwei anderen vornehmen Damen Ehebruch getrieben. Mit der einen, Lady Orford, habe er nach Sizilien reiſen, d. h. ſie zeitweilig entführen wollen; dann habe er umgekehrt mit Auguſta abſegeln wollen, was nur an dringenden Vorſtellungen Lady Melbournes ſcheiterte, die „um das Geheimnis wußte". Dieſe, auch ihm entfernt verwandt, war aber ſowohl die Schwiegermutter der verabſchiedeten Mätreſſe Lamb als die Tante der künftigen — Lady Byron, um die er ſich ſchon Mitte 1812 bewarb!!

Man blicke in dieſen Abgrund von Frivolität! Byron, noch eben von Verzweiflung um Thyrza erfüllt, doch geneigt, eine ſtandesgemäße Ehe einzugehen, ergibt ſich, weil Miß Milbank ihm damals einen Korb gab, den Nachſtellungen Lady Lambs, hat aber dann zwei neue Verhältniſſe — was ja möglich iſt, weil eben alle Weiber ihm nachliefen und derlei damals im Highlife einfach üblich war — und ban-

delt dann nebenher Blutſchande mit Auguſta an. Die biedere Lady Melbourne weiß dies — woher, wieſo? —, läßt aber trotzdem ſpäter ihre Nichte ruhig den Verworfenen, wie ſie ihn doch auffaſſen mußte, heiraten! Noch unglaublicher: ſchon 1814 „ſoll" Byron unlautere Anſichten über Geſchwiſterliebe geäußert, ja als förmlicher Exhibitioniſt in Briefen und Geſprächen ſeinen Inzeſt angedeutet haben! Eine Frau ſei ſchwanger von ihm, und die Tochter ſolle Medora heißen! Dieſer total Verrückte belaſtet alſo nicht nur ſich ſelbſt durch offenes Bekenntnis eines „Verbrechens", bei dem die britiſche Moraljuſtiz keinen Spaß verſteht, ſondern gibt auch die über alles Geliebte ſelber dem Unheil preis!

Die völlige Abſurdität dieſer Lovelaceſchen Fabeln überſieht ihre eigene Entkräftung durch ſpätere „Beweisſtücke". Denn wie konnte Lady Byrons Partei ausdrücklich bekennen, daß man keine Beweiſe habe, Byron ſelbſt aber nach der Scheidung von Auguſta verächtlich ſchreiben: „Was weiß man oder kann man wiſſen!", wenn er ſelbſt ſich ſo den Gegnern in die Hand gegeben hätte! Die Wahrheit ſchält ſich hier bald heraus durch die Behauptung, man habe in der „Braut von Abydos" Mrs. Leigh als Modell vermutet. Da haben wir's wieder! Immer Identifizieren des Dichters mit ſeinen Dichtungsfiguren, wie im Manfred, Dichtung als perſönliches Privatleben! Daß Byron gelegentlich ſich etwa über Geſchwiſterehe der alten Aegypterkönige freigeiſtig äußerte — beiläufig lebte der berühmte Miniſter Louis' XV., Choiſeul, zeitlebens in Ehe mit ſeiner Schweſter —, mag ſein. Hieraus und aus der mißverſtandenen „Braut" — denn tatſächlich handelt es ſich dort n i c h t um Geſchwiſterliebe — konſtruierte ſich ein Klatſch, der aber ſicher erſt nach Lady Byrons Trennungsſkandal ſich hervorwagte. Angebliche Zitate von Aeußerungen Byrons erklären wir für erlogen, denn wären ſie gefallen, würden ſie wohl nicht erſt heut nach faſt 100 Jahren ans Licht kommen, und „Briefe" für Fälſchungen, ſolange man ſie nicht prüfte.

Lovelace kann aus dem Familienarchiv viel hervorzaubern, warum tat er es nicht bei Lebzeiten ſeines Vaters? Auch begreife, wer kann, wie gewiſſe Briefe Mrs. Leighs an Byron und umgekehrt in dies Archiv gelangten. Daß Auguſta ſeine kompromittierenden Briefe nicht verbrannte, zu einer Zeit, wo ſie ſchon vor den Folgen zitterte und in Gefahr war, erſcheint unfaßlich. Noch weniger begreift man, daß ihr kurzer Brief vom Dezember 1814 erhalten blieb, der doch für Byron kein teures Andenken ſein konnte. Oder glaubte er ihn als Beweis *gegen* die Anklage verwahren zu ſollen? Denn tatſächlich enthält er *nichts*, was ein nicht böswillig Verdrehender verwerten könnte.

„*Wie gewöhnlich* habe ich nur kurze Zeit . . . zu erwidern . . . Es war ſehr, ſehr gut von Dir, an mich zu denken inmitten alles Beſuches . . . mein Beſuch hat A. (Annabella Milbank) himmelhoch gelobt . . . Ich möchte erfahren, wann die Hochzeitsglocken läuten . . . ich habe keinen Augenblick weiter, Teuerſter, und ſage nur noch: ſtets die Deine.“ So ſchreibt eine vielbeſchäftigte Hausfrau an ihren Bruder, wahrlich nicht die Geliebte an den Geliebten. Wo ſoll hier Frivolität zwiſchen den Zeilen grinſen? Etwa darin: „Sie hat auf Deinem Bilde einige Aehnlichkeit mit Mignonne (Kind Medora) entdeckt, die deshalb bei beſter Laune iſt“? Iſt's etwas Beſonderes, daß die Nichte etwas dem berühmten Onkel gleicht? Iſt der Scherz, der Säugling ſei darüber erfreut, irgendwie verdächtig? Wie viele Schweſtern mögen ähnlich ihren Brüdern geſchrieben haben!

Die von Prothero mitgeteilten Ausdrücke Byrons gegen die „Leibeigenſchaft der Ehe“, ferner die angebliche Szene, die er ihr wegen Anſpielung auf Drydens „Sebaſtian“ (Geſchwiſterliebe) machte, und ſeine angeblichen ſpäteren Sticheleien — wer verbürgt ſie? Lady Byron in Briefen und Aeußerungen, alſo die für uns in *dieſer* Hinſicht verdächtigſte Quelle. Wäre dem aber ſo, ſo würde ſie dabei ſchwerlich ſo „harmlos“ angeſpielt haben, und wenn Auguſta

mit Gleichgültigkeit darüber wegging, so braucht dies wahrlich keine „gutgeheuchelte" gewesen zu sein, Byrons eigene angebliche „boshafte Anspielungen" aber könnten einen ganz anderen Sinn gehabt, nämlich laut unserer Enthüllung sich auf das Geheimnis des einstigen „jüngeren Bruders" bezogen haben. Selbst wenn wir aber solchen Behauptungen der nicht mehr vernehmungsfähigen Lady Byron — d. h. in Lovelaces Darstellung — Glauben schenken, wären daraus nur Byrons übliche Ironiebravade und ihr eigener dunkler Argwohn zu entnehmen. Bestand dieser aber wirklich? Alle Anzeichen bezeugen das genaue Gegenteil, wofür wir auf unsern Text verweisen, wobei wir aber absichtlich das einzige Dokument unterdrückten, das Lovelace triumphierend vorweisen kann, weil wir es nämlich für ganz belanglos halten. Am 14. März 1816 setzte nämlich Lushington ein Schriftstück in der Scheidungssache auf, unterschrieben von zwei anderen Zeugen, dessen Echtheit wir nicht bestreiten. Hier nun bestätigt sich wirklich der alte Verdacht, daß Lady Byron öffentlich aufs bestimmteste ableugnete (siehe unsern Text), was sie heimlich als Selbstargwohn bekannte und was dann von den Zeugen Wilmot und Doyle durch Gemunkel ausgestreut sein muß — von Lushington schwerlich, es sei denn absichtlich zur Irreführung der öffentlichen Meinung. Das Ganze zu zitieren hat keinen Zweck, schon wegen des schwerfällig gewundenen Juristenstils, wohl aber die Hauptpunkte. „Die Gründe für den Verdacht wurden nicht zum Beweis, Lady Byron hielt sich nicht berechtigt, auf diesen Verdacht hin Lord B. zu verlassen." O Lovelace, o Logik! Also erstens kein Beweis, zweitens ausdrückliche Betonung, dies sei nicht der Grund der Scheidung!! Ferner: „Mrs. L. habe seit ihrer ersten Begegnung mit Lady B. stets die höchste Güte und Aufmerksamkeit gezeigt, sich möglichst bemüht, die gewalttätige Grausamkeit (!) Lord B.s zu mäßigen." Die erbärmliche Frechheit, Byron als Unhold auszu-

geben, ihn, der kein Tier leiden ſehen konnte, gegen Frauen ſchwach wie ein Lamm war, bedarf keiner Widerlegung. Wir wiederholen: nie hat die luchsäugige Dienerſchaft auch nur von einem Zank gehört. Selbſt die Anſchwärzer wagen nur von einem „es ſoll" zu reden, richtig ſcheint nur, daß Byron ſich im Dezember 1815 in überaus erregter Stimmung befand, aber aus ſehr anderen Gründen (vgl. Text). Am 3. Januar 1816 ſcheint es wirklich zu einer bitteren Ausſprache zwiſchen den Gatten gekommen zu ſein, denn am 6. verkehrt er mit ihr nur brieflich. Dieſer klare Brief beweiſt erſtens, daß er völlig ſeiner Sinne mächtig war, ſo würde in ähnlichem Fall jeder beliebige ſchreiben. Die junge Wöchnerin ſoll zu ihrer Erholung (26 Tage nach Geburt Adahs) aufs Land gehen, da er den jetzigen Hausſtand auflöſen will — wofür die pekuniären Beläſtigungen genügend Grund geben. „Natürlich ſollen Deine Bequemlichkeit und Neigung in erſter Linie berückſichtigt werden. Es gibt eine ſichere und beſſere Fahrgelegenheit als die Poſtkutſche, falls ſie Dir nicht lieber iſt, wovon ich Dir ſchon geſprochen habe. Halte das, wie Du willſt!" Kann man rückſichtsvoller Fürſorge treffen? Für unſere Theorie aber iſt von Wert feſtzuſtellen, daß jener einmalige „abſcheuliche Auftritt", in dem die Gatten ſich zum letzten Male ſehen, keinesfalls, worum er ſich auch gedreht haben mag, das Inzeſtthema berührte. Sonſt hätte man wenigſtens in Luſhingtons Schriftſtück daraus Kapital geſchlagen. Dies fährt fort mit der koſtbarſten Selbſtvernichtung: Lady B. *glaube* bei Mrs. Leigh Gewiſſensbiſſe wahrgenommen zu haben, „wenigſtens legte ſie es ſo aus, *obſchon ſie nicht weiß, ob die Gefühle Mrs. Leighs ſo etwas bedeuteten*", höchſt merkwürdig der ſicher nur für Luſhington verſtändliche Zuſatz: „Gewiſſensbiſſe über das genannte Verbrechen *oder ein anderes von ähnlich dunkler Art*". Dieſe Wendung ſpricht für uns Bände: offenbar Unterſchiebung Medoras und Verheimlichung der Thyrzaaffäre ſeitens der Mitwiſſe-

rin Auguſta gemeint. Ungeheuerlich auch der Widerſpruch: „Weil L. B. ſtark zu mildER Auffaſſung der Vorgänge neigt, deutete ſie beim Zuſammenleben mit B. nie ſolchen Verdacht an"! Nicht? Und „das Gerücht iſt von Lady B. weder verbreitet noch beſtätigt worden"? Das glauben wir, aber die Logik entging dem braven Lovelace: daß dies „Gerücht" ihr eben ſehr gelegen kam, um nachträglich mit ſolchem Vorwand herauszurücken. Nun folgt eine drollige Erklärung, ſie wolle „jede Möglichkeit eines Unrechts an Mrs. L. vermeiden", deshalb ſetze ſie ihren Verkehr mit ihr fort! Welches Geſicht müßten aber die drei Unterzeichneten geſchnitten haben, wenn ſie den von uns zitierten überſchwenglichen Brief Lady B.s an ihre teuerſte Schweſter Auguſta nach der Trennung geleſen hätten! „Verkehr"? Intimſte Freundſchaft!! Das Gewäſch ſchließt: „Lady B. ſollte, was auch ſpäter geſchehen mag, hieraus kein Nachteil erwachſen." Das iſt der Juriſtenſtil des Mitwiſſers Luſhington, und die Nachſchrift: „Oben angeführte ſind die wahren Gründe meines Verhaltens. A. J. Byron" macht die ominöſe Unklarheit nicht beſſer. Wozu dieſe unnütze Nachſchrift? Wer zu viel unterſtreicht, beweiſt nichts, nämlich nur einen verdächtigen Eifer.

Denn nun kommt unſer Nachweis, wie verlogen Lovelace die Dinge arrangiert. Zwiſchen den Schwägerinnen beſtand während ihres Zuſammenſeins ſeit 15. November 1815 in Byrons Haus eine ſolche Intimität, daß Byron argwöhnte, „ſie hätten ſich gegen ihn verſchworen"!! Aus Rache legte er ſich als Direktoriumsmitglied von Doury Lone eine „maitresse en titre" zu. Ach, wirklich? Mit beneidenswerter Unverfrorenheit wird alſo die ſchon damals erſchöpfend widerlegte Lüge, Byron habe eine Schauſpielerin Mrs. M. als Mätreſſe, erneut dem Publikum vorgelegt! Auguſta ſei ihm damals entfremdet geweſen, weil ſie ſtets „Enthüllungen irgendwelcher Art" von ihm befürchtete — wohl möglich, aber Thyrzadinge — und beide Frauen

lebten in beſtändiger Angſt vor ihm! Byron als Ritter Blaubart iſt auch nicht übel. Niemand wird leugnen, daß ſein Benehmen in Lovelaces vergifteter Phantaſie durchweg als das eines moraliſchen Lumpen erſcheint, der auch jede geſellſchaftliche Form verlor. Nur ſeltſam, daß ſein Briefwechſel auch in jener Zeit — z. B. mit Galt in ziemlich prekärer Sache — ihn als Meiſter weltmänniſch lebenskluger Liebenswürdigkeit zeigt, wie denn Wilkie Collins ihn für den Muſterbriefſteller für Gentlemen erklärt hat. Wenn Byron meint, ſeine beiden Damen, die ihn doch beide liebten, hätten ſich gegen ihn verſchworen d. h. liebten ſich gegenſeitig mehr als ihn, ſo läßt ſich dies mit unheimlichem Beſitzrecht auf die Schweſter nicht zuſammenreimen. Jedenfalls aber erhellt daraus, daß ſeine Frau in jenen Monaten, die ihrem plötzlichen Entſchluß voraufgingen, gewiß keinen Grund für ihren Argwohn hatte. Nach ihrer Abreiſe ſchrieb ſie täglich an ihre teuerſte Auguſta mit maßloſer Zärtlichkeit. Nun wohl, da ſie erſtens keinerlei B e w e i s (ſiehe das Schriftſtück), zweitens eine ſo „milde Auffaſſung“ hatte, überzeugt, daß der Inzeſt, ſelbſt wenn er wahr ſei, lange vor der Ehe liege, da ferner ſelbſt jenes Schriftſtück klar bezeugt, daß ſie Auguſta aufrichtig als beſte Freundin liebte, und ihr völlig klar ſein mußte, die Schweſter wolle ſich gründlich von Byrons Neigung losſagen, ſo trifft das für die ſonſtigen Liebeleifabeln Geſagte ſelbſt hier zu: ſie müßte eine Verrückte und eine böſe Hexe gleichzeitig geweſen ſein, wenn ſie auf unbeſtimmten Verdacht hin drei Leben (das ihre, Byrons, Auguſtas) zerſtört hätte. Und ſiehe da, ſie ſchreibt noch am 16. Januar ſofort nach ihrer Ankunft bei ihren Eltern an Auguſta, der ſie noch von unterwegs überſtrömend herzlich geſchrieben hatte: ſie habe ihre Eltern in alles (!) eingeweiht, Byron ſollte ihr nachkommen, „meine Mutter könnte gegen ihren eigenen Sohn nicht liebevoller ſein“. (Unbequeme Briefe ſolcher Art ſind nicht nach Lovelaces Geſchmack, er ver-

ſchweigt ſie meiſt oder geht über alles Widerſprechende leicht hinweg.) Ihren Eltern ſchwindelt ſie angeblich vor, Byron wolle ihr Kind ſeiner Schweſter in Obhut geben. Jedenfalls deutet ſie mit keiner Silbe auf Inzeſt hin, denn ihre Mutter beſprach ſich danach mit Auguſta, ob Byron wirklich wahnſinnig ſei.

Wie nach Obigem ihr Vater ſchon am 2. Februar Scheidungsantrag ſtellen konnte, bleibt unfaßlich. Denn in den offiziellen Akten befindet ſich nicht mal ein Anhalt für Byrons „Gewalttätigkeit und Grauſamkeit", wovon das geheime Schriftſtück ſchwatzt, obſchon hier allein ein poſitiver Grund vorgeſchützt werden konnte. Wie findet ſich aber der pietätvolle Enkel mit der Erklärung ſeiner Großmutter ab, ſie habe ihre wahren Gründe nie ihren Eltern, ſondern einzig Luſhington mitgeteilt und ſonſt niemand, ferner damit, daß L. zur Verſöhnung riet, doch plötzlich nach geheimer Unterredung am 22. Februar jede Verſöhnung ausſchloß? Er bezieht dies auf das Schriftſtück vom 14. März. In dieſem aber ſteht ausdrücklich, das Inzeſtgerücht ſei ja allgemein verbreitet „und Mrs. L.s Ruf hat darunter gelitten". Begreift der Ankläger nicht den vernichtenden Selbſtwiderſpruch? Laut ihm wußte man ſchon 1813 davon, Lady Byrons eigene Tante ſogar Näheres, nur deren Eltern ſollten ſogar nach dem Trennungsſkandal nichts vom allgemeinen Gerücht erfahren haben? Nein, offenbar handelten gerade ſie unterm Einfluß dieſes Gerüchts, und wenn Lady Byron dazu ſchwieg, ſo wäre doch unſäglich lächerlich geweſen, daß ſie „nur" Luſhington nachträglich feierlich ein offenes Geheimnis mitteilte, das dieſen gar nicht überraſchen und erſchüttern konnte. Und wieder merkt man nicht die Falle, in die man ſich verſtrickt. Man vergleiche L.s Verſicherung, „nur" ihm ſei das Geheimnis anvertraut — holla, und die Unterſchriftzeugen Wilmot und Doyle?! Und welcher Grund lag für dieſe d r e i Mitwiſſer vor, Schweigen zu bewahren, warum kam nicht wenigſtens nach Mrs. Leighs Tode ihr

Zeugnis zutage? Juriſten pflegen aber juriſtiſche Beweiſe zu verlangen und ſtatt Byron zu belaſten, hat Lovelace uns alſo mit dem Beweis bereichert, daß Lady B. keine poſitiven Beweiſe hatte. Wäre alſo ihr Rechtsvertreter dem gegneriſchen mit dieſem Schriftſtück gekommen, ſo hätte Romilly trocken abgelehnt: „Nach Ihrem eigenen Eingeſtändnis ſeien Sie unſerer Gegenklage wegen ‚libel' gewärtig." Wir verweiſen auf früher Geſagtes, daß R. der Letzte geweſen wäre, ſelbſt ein moraliſch larer Herr, auf beweisloſes Gerücht hin ſeinen berühmten Klienten fallen zu laſſen. Alſo brachte ihm ſein Gegner unanfechtbare Beweiſe — für was? Erwieſenermaßen demnach für etwas anderes als den Inzeſt. Das von Lovelace als Bombe betrachtete Schriftſtück bedeutet daher für unſere Divination umgekehrt einen Sprengſtoff für die ganze Inzeſtfabel: einen planmäßigen Streich Lady B.s im Einverſtändnis mit ihrem Vertrauten, unter Herbeiziehung von zwei ahnungsloſen Zeugen die öffentliche Meinung zu verwirren und zugleich eine Kautele zu ſchaffen, um ihre den Umſtänden nach einfach unmögliche Freundſchaftsfortdauer der angeblich Schuldigen gegenüber zu erklären.

Nun rede man uns aber nicht Verdrehtheiten vor, die der menſchlichen und vollends der Frauennatur ins Geſicht ſchlagen. War Auguſta ſchuldig, alſo in den Augen einer moraliſchen Britin ein Monſtrum, ſo verſchuldete ſie zugleich Lady Byrons Zuſammenbruch. Dieſe lebenslange Märtyrerin war laut Auguſtas Zeugnis „zum Skelett abgemagert, aſchfahl, ein hohler Ton in ihrer Stimme, eine unnatürliche Ruhe in der Haltung". Zu unterſtellen, daß ſie ohne jedes Rachegefühl nie die geringſte Vergeltung an der Schuldigen übte, es über ſich ergehen ließ, daß beim Rückſchlag der Volksgunſt ſie als bösartige Närrin und Auguſta als beſchimpfte Heilige galten, heißt ſie zu einem leibhaftigen Engel machen. Und ſelbſt ihre Verteidiger hüten ſich ſehr davor. Und nochmals: da ſie doch keine Beweiſe hatte und

Byron ſich nicht ſcheiden laſſen wollte, wie ſtimmt ihre Selbſtzerſtörung auf bloßen Verdacht hin zu ihrer „milden Auffaſſung, der ſie ſtark zuneigt", weshalb dies ſie „nicht berechtigt habe, Byron zu verlaſſen"?! Widerſpruch und kein Ende! Ungewöhnlich edel und klug, handelte ſie alſo höchſt unedel und unklug. Denn ob ſie ſchwieg oder nicht, wurde Auguſtas Ruf durch den Scheidungsſkandal zugrunde gerichtet, und ihr Schweigen war wahrlich keine Tugend, da es ihr ja an Beweiſen fehlte! Wie reimt ſich das zu ihrer Liebe und Dankbarkeit, da ſie angeblich ſogar ihre Lebensrettung vor Byrons „Gewaltſamkeit" ihrer „teuerſten Auguſta" ſchuldete, von pflichtgemäßer Rückſicht für Byron ganz zu ſchweigen, die ſie doch im Brief vom 16. Januar ausdrücklich verſprach? Und das alles trotz ihrer Ueberzeugung, daß ſchlimmſtenfalls der Inzeſt vor der Ehe ſtattfand und ihre teuerſte Freundin und Schwägerin ſich längſt von Byron losſagte? Dieſe abſcheuliche Rachſucht auf bloßen Verdacht hin, ja ſogar falls ſie Beweiſe gehabt hätte, könnte man nur von einer phariſäiſchen Puritanerin erwarten, die ihrem Moralgötzen ſich ſelbſt und ihre Liebſten opfert, alle Zeugen bekunden aber für ſie das Gegenteil. Nachdem ſie aber ihr Gift verſpritzte, ſchwingt ſie ſich nun umgekehrt zu übernatürlicher Nachſicht und Verzeihung auf, geriert ſich dauernd als „Schutzengel" der Sünderin, die ſie doch offenbar haßte, wie das perfide geheime Schriftſtück zeigt — oder nicht? lehrt nicht trotzdem das nämliche Schriftſtück, daß ſie ihrer Schwägerin ſehr zugetan blieb? Man wird hier aus nichts mehr klug, alles iſt unnatürlich, der beweisloſe Rachehaß wie die zärtliche Freundſchaft für die nämliche Perſon, die durchaus hinterliſtig bösartige und die ſpätere ſanft verzeihende Haltung, weder das eine noch das andere ſtimmt zu ihrem wahren Charakter.

Denn wenn laut Lovelace Auguſta freiwillig im Sommer 1816 brieflich ihre Schuld geſtand, dann lag für L. B. wahrlich kein Grund mehr vor, weiter Freundſchaft zu heu-

cheln und bis zum Tod der Schuldigen 1851 mit ihr intim zu verkehren. Wer einem das Leben vernichtete, dem bleibt man mindeſtens fern, ſelbſt Engel vergeben wohl reuigen Sündern, ſchließen ſie aber nicht als Intimſte an ihr Herz. Wer aber ſoll an ein Schuldgeſtändnis Auguſtas glauben, während Byron vom Ausland her an ſie die rührendſten Briefe richtete! Das wäre wiederum ein ſchändlicher Verrat an ihrer Liebe, ein Preisgeben Byrons an den Erzfeind, abgeſehen von dem moraliſchen Selbſtmord, ſich ſelbſt auszuliefern. Bis auf weiteres halten wir L.s Dokumente für Fälſchungen oder Mißverſtändniſſe, denn wenn ſie damals an Byrons Freund Hodgſon ſchreibt: „Ich kenne keinen ruhigen Augenblick mehr", ſo entſpricht dies dem ſonſtigen Tatbeſtand auch bei völliger Unſchuld. Und Byron? „Es wäre beſſer, Deine Geheimnistuerei zu erklären — was für ein Geheimnis haſt Du vor mir?" Klingt dieſer Briefſatz nicht ganz unverſtändlich, wenn wir eben nicht annehmen, Auguſta habe von L. B. die wahre Thyrzaſache erfahren und ſpiele „in dunkeln Andeutungen" darauf an? Und wenn er, von aller Welt verlaſſen, ihr ſchreibt: „Wir hätten zuſammen leben können wie alte Jungfern und Junggeſellen", ſo bezeichnet er doch deutlich ein keuſches Verhältnis. „Ich habe Dich mehr geliebt als irgendwen . . . ich bin vom einzigen Weſen getrennt, *das mich je hätte lieben können*." Alſo hat ſie ihn noch gar nicht ſo geliebt, wie er wollte?! Die Korreſpondenz ſcheint ſo gut wie ganz aufgehört zu haben, erſt im Mai 1819 erfolgt aus Venedig jener ſeltſame Brief, der anhebt: er müſſe ſich entſchuldigen, daß er nichts mehr von ſich hören ließ. Eine Manfred-Aſtarte-Liebe, die „ſchreibfaul" iſt und betont, „daß wir beide nichts gemein haben als unſere Zuneigung und Verwandtſchaft"! Gleichwohl beſitze er noch „grenzenloſe Anhänglichkeit, die mich zu wirklicher Liebe für andre Menſchen als Dich unfähig macht". Und derlei mehr. „Ich bereue nichts als dieſe verfluchte Heirat . . . die Verfolgung durch den

boshaften Teufel, der mich aus meiner Heimat trieb und ſich gegen mein Leben verſchwor, indem er mich alles deſſen berauben wollte, was es koſtbar hätte machen können." Wie, ſoll Lady Byron dieſer Teufel ſein? Spricht man ſo von ungerechter Verfolgung, von jemand, dem gegenüber man ſich ſchuldig weiß? Das iſt ja das Lallen eines Verrückten. Aber Byron befand ſich damals in höchſter Geiſtesklarheit, hatte die geniale Ironie der erſten Don-Juan-Geſänge der Welt ins Geſicht geſchleudert und dabei auch Lady Byron verſpottet. Nun, es wäre töricht leugnen zu wollen, daß gewiſſe Stellen dieſes ſonderbaren Briefergueſſes ſtutzen machen, obſchon faſt alles einen minder verfänglichen Sinn haben kann als den von Lovelace hineingelegten. Doch ſo unmöglich erſcheint jedem, der alle Umſtände vergleicht, das ganze Geſchreibſel, daß Edgecombe die geradezu tolle Behauptung aufſtellte, der Brief ſei an Mary Chaworth gerichtet, was freilich durch jede Zeile des Inhalts widerlegt wird. Aber verdächtig wirkt von vornherein, daß die Namenanrede „Meine . . ." geſtrichen iſt, die aber nur aus drei bis vier Buchſtaben beſtand, was doch gewiß nicht „Auguſta" bedeuten könnte. Und dieſen wilden verzweifelten Brief hat die liebende und geliebte Schweſter ſpornſtreichs zu ihrem „Schutzengel" getragen, der ſofort fordert, ſie ſolle das „Ungeheuer" ignorieren?! Da er mit Rückkehr nach England droht, dürfe ſie ihn nie dort wiederſehen. Laut Lovelace zeigt ſich Byron hier als unritterlicher ſchamloſer Lump, der beide Frauen ängſtigt, L. B. als unerbittliche Tyrannin, A. als feige ſchwache Närrin, höchſt unwürdig einer ſolchen Liebe. Aber ſeltſam, aus L. B.s Briefen ſpricht deutliche Angſt und A. ſchreibt an ſie: „Den ganzen Tag denke ich nur an Dich und fühle mit Dir, es tut mir ſo leid um Deine Eltern, das wirſt Du glauben, liebſte beſte Annabella." Möchte uns der Ankläger mal aufklären, was das zu bedeuten hat! Alſo nicht die angebliche Sünderin fürchtet ſich, ſondern ſie bemitleidet die

ſelbſtgerechte ſtolze Tugendſame und vor allem deren Eltern? Warum denn? Der Skandal war ja längſt vorüber, L. B. und ihre Eltern lebten auf dem Lande, würden B. ſchwerlich begegnen, der doch nur ſelber etwas von der Inzeſtenthüllung zu fürchten hatte. Statt deſſen zürnt er jetzt auch der Schweſter, weil ſie ihn an Rückkehr hindern will. Begreift man dieſe Umkehrung der Begriffe, wenn man Lovelaces Anſicht ernſt nimmt? Alſo der Schuldige droht mit Rückkehr und alles rennt, rettet, flüchtet? Byrons notoriſcher Wunſch, ſein angenehmes Liebes- und Ruhmesleben in Italien zu verlaſſen und das verhaßte England wieder heimzuſuchen, gäbe ein neues Rätſel auf, wenn er ſich einer Ueberführung der Inzeſtſchuld dabei ausſetzte. Und am 31. Dezember droht er der Gattin mit ſeiner Autobiographie. Er habe darin das Weſentlichſte weggelaſſen. „Doch nicht in dem Teil, den Du beſitzen ſollſt, dieſer iſt ausführlich genau, ich wünſchte, Du könnteſt irgend etwas darin bezeichnen, das Dir nicht wahrheitsgemäß erſcheint . . . Du ſollſt erfahren, was ich über Dich und die Deinen denke, Du wirſt nichts Schmeichelhaftes für Dich finden . . . Doch ich möchte künftigen Geſchlechtern keinen ſolchen Bericht hinterlaſſen, ohne gerechterweiſe es Dich ſehen zu laſſen, was Du nach meiner Schilderung biſt . . . Wenn Du auf Beſchuldigungen antworten willſt, ſo tu es.“ Er ſpricht von allen, „die ihn beſudelt und verleumdet haben“, ſein Daſein nochmal autobiographiſch durchzuleben ſei „manchmal Notwendigkeit und ſogar Pflicht“.

Träumen wir? Nach der Sünderin Mitleid muß die Richterin jetzt auch noch des großen Sünders zornige Verachtung herunterſchlucken? Man prüfe jede Zeile — iſt denn menſchenmöglich, daß ein ſich ſchwerer Schuld Bewußter in dieſem Anklägertone redet? Die Rollen ſind völlig vertauſcht. Hätten die Byronbiographen den genauen Wortlaut dieſer Drohung gekannt, wer fände hier nicht abſchließenden Beweis für ſeine Unſchuld und ihre Schuld? Und

ſiehe da, man ſollte denken, die L. B., die laut Lovelace ſo diktatoriſch mit Auguſta umſprang, müßte in heißem Grimm geantwortet haben: Du ſprichſt von Beſudeln und Verleumden, du?! Statt deſſen entwarf ſie Konzept eines Briefes, der elegiſch ſchließt: „Als ich zuletzt an Dich ſchrieb" — *wann*? *wo* iſt dieſer Brief? Merkwürdige Lücke! — „wurde ich noch beherrſcht von einer Liebe, die zu tief war, um ſchnell erſtickt zu werden." (Hier alſo das direkte Bekenntnis ihrer Liebe — und doch trat ſie dieſe mit Füßen?) „Jetzt will ich nur aufrichtig Dein Wohl und würde Dein Vorgehen beklagen, wenn es mir unmöglich macht, in paſſiver Haltung zu verharren." Paſſive Haltung iſt gut, nachdem ſie ihr Schlimmſtes gegen ihn verübt. Dieſe Berufung auf alte Liebe, dies betulich elegiſche Hinnehmen ſo grober Beleidigung und Drohung macht auf jeden Unbefangenen befremdlichen Eindruck. Mit ſolchen vagen Redensarten wirft man nicht um ſich, wenn man klar und beſtimmt ſeiner Sache ſicher iſt — wie ſie angeblich laut Lovelace hätte ſein müſſen. Lägen die Dinge ſo, dann wäre Byrons Brief eine unerhörte Frechheit und Dummheit zugleich. Doch ſo groß war ihre Furcht, daß ſie den geplanten Brief nicht abſchickte, ſondern wieder mit Luſhington beriet, worauf erſt am 10. März 1820 ein kurze Weigerung erfolgte, den gütigen Vorſchlag einer Einſichtnahme in die Autobiographie anzunehmen. *Sie* ſelber fürchte ſich nicht vor ſeinen Enthüllungen, „*doch das Glück ihrer Tochter ſtände auf dem Spiel*". Ei, wieſo denn? Adah würde doch die geheimen „Enthüllungen" nie geleſen haben, und *was* hatte B. denn zu enthüllen, wovor ſie ſich fürchten ſollte?! Warum wollte ſie ſelbſt ſeine Beſchuldigungen nicht leſen und etwa korrigieren, wie er anbot? Wenn das nicht ein ſchlechtes Gewiſſen verrät!

Aus Obigem erhellt, daß alſo noch ein beſonderer Geheimteil der Autobiographie vorlag, den Moore *nicht* erhielt; wo iſt dies unſchätzbare Manuſkript geblieben? Byron ſelbſt muß es vernichtet haben. Warum, da er ſolchen Wert dar-

auf legte und darin ſeine Rechtfertigung vor der Nachwelt ſah? Da gibt es immer nur die gleiche Erklärung wie bei allen Widerſprüchen und Rätſeln, die nur im Licht unſerer Theorie ſich löſen. 1819 iſt, wie wir im Text ſahen, das Scheidejahr, bis wohin er L. B. grollt, wo er auch ſeine heftige und in jeder Zeile Aufrichtigkeit atmende Erwiderung auf Blackwoods Schmähartikel ſkizzierte. Er glaubt immer noch, ſie fuße allein auf dem Inzeſt und hier fühlt er ſich *nicht* ſchuldig. 1820 aber muß er etwas vernommen haben, was ſeinen ganzen Ton änderte. Von den wenigen noch gewechſelten Briefen wiſſen wir nur, daß er am 8. Oktober bat, ſie möge hilfreiche Freundſchaft für Auguſta und deren Kinder bewahren, was ſie am 10. Dezember verſpricht. Am 28. antwortet er merkwürdig: „Du haſt nie Grund gehabt, über ſie zu klagen, Du kennſt die Dankbarkeit nicht, die Du ihr ſchuldeſt. Ihr Leben und meines — und Deines und meines — waren zwei völlig getrennte Dinge ... Aber vor fünf Jahren, *warum ſchwiegſt Du damals?* ... Sie und *zwei andere* ſind die einzigen Weſen, die ich je wahrhaft liebte, ich darf es Dir jetzt ſagen, denn wir ſind nicht mehr jung." Dieſe ergreifenden Worte machen alſo der Gattin eine zart andeutende Liebeserklärung, ſtellen zugleich feſt, daß nicht eine, ſondern *drei* Frauen in ſeinem Leben eine beſtimmende Rolle ſpielten.

Weil Mrs. Leigh am 26. Mai 1824 ſchrieb, es ſei entſchieden das beſte, daß die Autobiographie (in Moores Händen) verbrannt werde, tut jetzt die Gegenpartei ſo, als habe nur ſie ein Intereſſe daran gehabt. Das iſt gelogen, auch L. B. entſandte ſofort Vertrauensmänner, die auf Vernichtung drangen. Und nun die Pointe? Laut dieſem ehrerbietigen Enkel, der den glorreichſten Ahnen unter allen im 19. Jahrhundert Lebenden abſchwor, um lediglich die verehrte Großmutter in Heiligenſchein erſtrahlen zu laſſen, muß Byron ein kläglicher Geſelle geweſen ſein, ganz abgeſehen vom Inzeſt ſelber, frech und verlogen bis zum

Pathologiſchen. Keine pathologiſche Natur der Literaturgeſchichte, weder Swift noch Verlaine, käme ihm gleich im völligen Zwieſpalt moraliſcher Verworfenheit und hohen Ingeniums. Aber jeder Vergleich ſchließt ſich von ſelber aus, erſtens weil es ſich hier um einen ganz Großen handelt, der nur von ſeinen Peers Shakeſpeare und Goethe gerichtet werden könnte, zweitens — was pſychologiſch noch wichtiger — weil pathologiſch oder immoraliſch angehauchte Dichterindividualitäten ſtets (öfters ja auch die ſonſt verleumdeten Voltaire, Rouſſeau, Heine) den Schmutz ihres Charakters in ihren Erzeugniſſen nicht verleugnen können. Bei Byron aber finden wir durchweg unvergleichliche Erhabenheit der Gedanken und Gefühle, die angebliche Immoralität des „Don Juan" nannte er ſelbſt mit Recht hochmoraliſch, obendrein getragen von der vornehmſten Geſinnung einer von Freiheit- und Menſchenliebe glühenden Begeiſterung. Seine Phyſiognomie — Lavaters Phyſiognomik iſt ſehr berechtigt — entſprach ſo ſehr dieſer hochfliegenden Seele, daß ein undankbarer Verleumder bekannte: „Wer ihn ſah, konnte ihm nie mißtrauen." Alle einwandfreien Zeugen bekunden aber obendrein die Güte, Großmut, heitere Offenheit, ritterliche Tapferkeit ſeines Lebenswandels. Einige dandyhafte Poſen von 1814 abgerechnet, wobei auch nur unverbürgte fragwürdige Ueberlieferung klatſcht, hat man von Myſtifikationsſucht durchaus nichts an ihm bemerkt. Was aber von Myſteriöſem in ſeiner Jugendpoeſie zum Vorſchein kam, das erweiſt ſich nach unſerer Theorie als traurige Wahrheit. Das von Lovelace gelieferte Bild — wohlgemerkt mit Ausnahme der zitierten *eigenen Briefe* Byrons, die keineswegs, richtig geleſen, ſeiner Großzügigkeit widerſprechen — *muß* alſo Fälſchung und Lüge ſein, weil es in jedem Zuge zu tauſend anderen Dokumenten und Zeugniſſen wie die Fauſt aufs Auge paßt. *Mit dieſem falſchen Charakterbild ſteht und fällt aber die Inzeſtgeſchichte.* Denn nur wenn wir an Byrons bo-

denloſe Heuchelei und Verlogenheit, Brutalität und Unnobleſſe, glauben, werden alle Auslegungen oder angeblichen Beweisdokumente glaubhaft. Man leſe die erſchütternde Tagebuchnotiz im Berner Oberland über den Sturz ſeiner Penaten, die Zornſchreie im „Childe Harold" nebſt der rührenden Apoſtrophe an ſein Kind Adah, die unpublizierten Gedichte an Auguſta, die Erklärung gegen Blackwoods, die bittere Anſpielung im „Don Juan", ſo viele Aeußerungen über die Gemeinheit des Tugendkollers wider ihn, über den ſich ja auch Macaulay entrüſtete, und die „ſchweigende Verleumdung" — ja, man vergleiche den Beſchuldigungs- und Drohbrief an L. B., er habe die Wahrheit aufgezeichnet — und man folgere: Er iſt entweder rein und ſchuldlos in d e m Punkte, den er für entſcheidend hielt, oder der ärgſte Heuchler, der je gelebt. Und das ſoll Byron ſein, der knabenhaft Aufrichtigſte der Menſchen im Umgang? Er ſoll Lady Bleſſington die von uns zitierte Tugendverherrlichung über ſeine edle Schweſter, den „Turm der Stärke", rhapſodiert haben, wo er im Gegenteil ſie als feige ſchwache Verräterin ihrer Liebe kennen mußte?! Und welch toller Selbſtwiderſpruch, daß man einerſeits die abgefeimteſte Verlogenheit, anderſeits aber im „Manfred" eine ſchamlos offene Inzeſtbeichte vorausſetzt! Wir könnten dies Thema innerer Unmöglichkeit endlos fortſpinnen. Irgendwo in Lovelaces „Dokumenten", von ſeiner ſonſtigen voreingenommenen Hineindeutung zu ſchweigen, muß eine Unwahrhaftigkeit oder direkte Fälſchung ſtecken, denn es iſt einfach unglaublich, weil unnatürlich, daß Auguſta ſich ohne jeden Zwang L. B. gegenüber ſelbſt bezichtigt haben ſoll oder daß ſie regelmäßig Byrons intime Briefe an L. B. auslieferte. Deshalb iſt ja die Authentizität des ſogenannten „Liebesbriefes" aus Venedig ſchon anderſeits beſtritten worden, überſchwengliches Gefühl eines Genial-Abnormen braucht übrigens durchaus nicht mit r e a l e r ſinnlicher Auslebung verwechſelt zu werden. Nun ſoll zwar Medora Leigh 1814 geboren ſein,

doch Edgecombe verſteht ja zu beweiſen, daß ſie untergeſchoben worden ſei, was damals noch ziemlich leicht war. Von da ab aber zu möglicher Annahme, daß dieſe Medora überhaupt nicht 1814 geboren wurde, ſondern einer früheren Zeit angehörte, iſt es nicht weit. Irren wir aber hier, ſo ändert dies wenig an unſerer ſonſtigen Theorie, daß jedenfalls ein anderes Kind aus früherer legitimer Ehe exiſtierte. Denn L. B.s angebliche Enthüllung von Medora, ſie ſei Byrons Kind, nur durch Mackay bezeugt, braucht weder geſchehen, noch objektiv richtig geweſen zu ſein, wobei immer noch das Dilemma bliebe: glaubte ſie daran oder ſchwindelte ſie abſichtlich? Denn nun kommen wir zu ihrem eigenen Betragen laut Lovelace. Sah er nicht, daß er trotzdem ihr Andenken bemakelte, ſelbſt *wenn* der Inzeſt Tatſache? Er ſelbſt beſtreitet nicht, das geheime Schriftſtück beſtätigt es ſogar ausdrücklich, daß der angebliche Inzeſt *vor* der Ehe lag. Da aber L. B. eingeſtandenermaßen ſowohl Byron als Auguſta innig liebte, und beide die Zuneigung erwiderten, Auguſta bis zur Selbſtverleugnung, ſo kann ihre Scheidungstaktik nur als durchaus lieb- und geradezu ehrlos betrachtet werden. Nur wenn das Verhältnis fortbeſtand, war ſie moraliſch und juriſtiſch (*vergangene* Sünden des Gatten ſind auch „religiös" kein Scheidungsgrund fürs „Sakrament der Ehe") im Recht und ſie ſelbſt wußte das Gegenteil, ja noch mehr: ſie hatte überhaupt keine Beweiſe für ihren Argwohn. *Dies deutlichſt betont zu haben*, während alle Antibyronianer natürlich an ſtrikte Beweiſe glaubten, iſt Lovelaces unfreiwilliges Verdienſt! Schauen wir nun das juriſtiſch gewundene Schriftſtück näher an, ſo beſteht ſein einziges Motiv in der Vorbeugung, es ſolle L. B. aus ihrer dauernden Intimität mit der von ihr ſelbſt Bezichtigten „kein Nachteil erwachſen"! Kein Rechtſchaffener begreift ſolche Zweideutigkeit, und Luſhington, ein Ehrenmann, hätte gewiß gefolgert: „Entweder iſt Mrs. L. unſchuldig und dann iſt zur Scheidung kein Grund, oder ſie

iſt ſchuldig und dann gebietet jedes natürliche Gefühl, daß Sie ſie von ſich ſtoßen." Doch es kommt noch beſſer. Dies hinterhältige Phraſengeſchmier betont ja wörtlich, daß ſie nicht berechtigt ſei, wegen beweisloſen Verdachts B. zu verlaſſen!! Und doch verließ ſie ihn deshalb?! Löſe mir, o Oerindur! Denn was die ſonſt vorgebrachten Vorwände betrifft — wir ſahen ihre Nichtigkeit —, ſo belaſtet L. B.s Beharren bei B.s angeblicher „Grauſamkeit und Gewalttätigkeit" ſie im höchſten Grade. Denn das iſt ſowohl pſychologiſch als nach allen Zeugniſſen eine abgefeimte Lüge, auf nichts geſtützt als auf B.s tatſächliche Selbſtmordgedanken in jener Zeit, die ſich aber nicht gegen Gattin und Kind, ſondern gegen ſich ſelber kehrten. Wer einmal lügt, dem glaubt man nicht, alſo log ſie vermutlich auch bezüglich Mrs. Leigh. Und wie ſteht es mit ihrer öffentlichen Ableugnung jeder Gemeinſchaft mit Auguſtas Verleumdern? Mit ihrer ſkrupelloſen Durchführung der Scheidung d. h. Hetze gegen die geliebten Byron und Auguſta, trotzdem ſie dazu „nicht berechtigt" und trotz ihres liebevollen Briefes vom 16. Januar 1815?! Daraus werde ein anderer klug. Ihr Ehrenretter ſollte an das Wort denken: Gott ſchütze mich vor meinen Freunden! Da wären wir alſo richtig bei der perfiden phariſäiſchen lügenhaften Lady der üblichen Legende, ſelber „grauſam" in feiger Bosheit. Jetzt begreifen wir ſofort, wie Byron ein ſo ſchlimmes Urteil über ſie anfangs fällen konnte, daß ſie übergeſchnappt oder „Klytämneſtra" ſei. Doch nein, wir teilen ja Lovelaces hohe Meinung von ſeiner Großmutter. Genau ſo wie wir Byron für nachweislich unfähig zu der ihm vom verleumderiſchen Enkel zugeſchriebenen Heuchelei und Verworfenheit halten, ſo auch L. B. für unfähig zu ähnlicher Heuchelei und Rachſucht. Soll ferner der Inzeſt 1813 vorgefallen ſein, wo B. ſich meinethalben in mehreren (nach unſerer Meinung nur einer) Liaiſons und ſeiner Salonlöwenſchaft herumtrieb, ſo fragt man: Iſt Blutſchande denn ein

Pappenſtiel? Die bigotte Maria Magdalena, die ſich angeblich L. B. freiwillig unterwarf, kann unmöglich im erſten Impuls ſolches „Verbrechen" begangen haben und die allbezwingende Leidenſchaft eines Dandys, der mit allen Weibern kokettiert, macht lachen. Manfred-Aſtarte ſind ein ganz anderes Paar, nie aber glich Auguſta dieſer Aſtarte weder im Aeußern noch Innern, weder im Gemüt noch Lebensentwicklung. Wo findet ſich in B.s ſo aufrichtigem Tagebuch dieſer Zeit irgendwelche Anſpielung darauf, wenn man nur richtig lieſt? „Die Einzige Gott weiß wo"! wo er die Schweſter teils unterm eigenen Dache, teils ſonſt in der Nähe hatte?!

So vermag Lovelace nichts als uns neue Waffen zu liefern. Unmöglicher Byron, unmögliche L. B., unmögliche Mrs. L., alle drei nur verſtändlich, ſobald wir unſere Theorie zugrunde legen und freilich das angebliche Schuldbekenntnis als erlogen beiſeite ſchieben. Denn wer ſich in das Geheimſchriftſtück vertieft, greift förmlich mit Händen, daß L. B. hier Komödie ſpielt, um ihre wahren Motive zu verſchleiern, im Einverſtändnis mit Luſhington. Es war ein ſtarkes Stück, dabei zwei Outſidern (Wilmot und Doyle) offiziell zu geſtehen, daß ſie gar keine Beweiſe habe, und doch wagte ſie es, um einerſeits eine Handhabe zu erfinden, anderſeits ihre Intimität mit ihrer Vertrauten und Mitwiſſerin Auguſta begreiflich zu machen. Und wer bürgt dafür, daß ſelbſt der ſpätere Briefwechſel beider Frauen nicht abgekartete Komödie war?

Und, Mylord Lovelace, wie kamen Sie dazu, 1869 emphatiſch alles Inzeſtgefabel in Abrede zu ſtellen, weil der ſchriftliche Nachlaß L. B.s abſolut das Gegenteil beweiſe?! Keine Ausflucht hilft, entweder damals oder jetzt täuſchten Sie haarſträubend. Wen wollten Sie ſchonen? Mrs. L. ruhte ſeit 18 Jahren im Grabe. Wenn Sie, Ihre Großmutter ſo verehrten, war-

um ſtraften Sie deren angebliche Ausſagen damals Lügen und verunzierten ſo ihr Andenken, worauf ſich Unzählige geſtützt haben bei ihrer Verunglimpfung der Märtyrerin? Nur meine Ehrenrettung reinigt ihr Bild, die Ihre nicht. Aber ſollten Sie dies nicht ſelbſt erkannt haben? Und doch entſchloſſen Sie ſich zu Ihrer Verzerrung des glorreichen Ahnen, obſchon für die verteidigte Ahnin nicht viel Gutes dabei herauskommen konnte? Oh, Sie bauten auf die Oberflächlichkeit des Publikums, das ſtets dem Schein gehorcht und nicht nachprüfend in die Tiefe ſteigt? Merkwürdig! Solche Animoſität gegen den eigenen Großvater, den unveräußerlichen Ruhm Englands, läßt ſich auf natürliche Weiſe kaum erklären. Denn was wiegt der Wahn, L. B. ſei eine bösartige Närrin geweſen, neben Ihrer Brandmarkung des großen Ahnen, deſſen Blut Sie im Leibe trugen, als eines Moralattentäters von exhibitioniſtiſcher Perverſität?*) Da kann man mir nicht verübeln, wenn ich ſchließe, daß nur perſönliches Intereſſe Sie beſtimmte, noch raſch vor Ihrem Tode den parthiſchen Pfeil abzuſchießen. Späte Bekehrung zu einſt entrüſtet abgelehnter Verleumdung macht noch lange nicht öffentliche Anklage des Enkels begreiflich. Ihre Ueberzeugung in Ehren, doch muß dieſe Abnormität nicht gerade meiner Theorie verdächtig erſcheinen?

*) „Selbſt hier würde meine Hand zittern, den Namen zu ſchreiben!" beichtet ſein Tagebuch, gerade in der Zeit angeblicher Verirrung betonend, er lebe meiſt von Waſſer und Brot, weil er nie den Sinnen untertan ſein wolle! Alſo was man nicht mal dem Geheimfach anvertraut, trägt man ſchwatzhaft auf den Markt! Und die Schweſter trägt geheimſte Briefe zur Waffenſchmiede wider ihn! „Die Welt hab' ich durchwandert, doch deinesgleichen fand ich nicht", iſt dies Manfreds Aſtarte, fern jedem profanen Schmutze?

Inhalt

Seite

Geleitwort 1

Byrons Poesie- und Charaktergeheimnis 15

Byrons Lebensgeheimnis 69

Anhang: Lovelaces „Astarte“ 135

Druck von Mänicke & Jahn in Rudolstadt.

Nachtrag

Wir ſtreiften das 1909 erſchienene Buch von Edgcumbe — ſo ſchreibt ſich der Herr ſtatt des orthographiſch richtigeren Edgecombe — nur gelegentlich, weil wir es nicht beachtenswert fanden, erfuhren aber ſeither, daß dieſer Unfug in Gelehrtenkreiſen vielen Anklang fand. Kleinlaute Beſtürzung über Lovelaces „Enthüllungen", nachdem man ſich darüber geeinigt, daß Lady Byron eine monomaniſche Närrin und er ein Unſchuldsengel war, verriet nur die gleiche Kritikloſigkeit, unfähig zu divinatoriſcher Analyſe, mit der man jetzt aufatmend eine neue Fabel begrüßt, zu welcher angeblich der Murrayverlag einen Zunftgelehrten ausrüſtete. Um das Inzeſtmärchen aus der Welt zu ſchaffen, paßt dieſer ſich einfach den Lovelace-Dokumenten an, um ihnen eine andere Deutung gewaltſam abzupreſſen. Dies verworrene Geſpinſt wäre einfach nie entſtanden, wenn nicht Lovelaces Buch und — Tod voraufgingen. Dieſer Mortiner ſtarb ſehr gelegen. Der Widerſacher des Toten ſteht und fällt mit deſſen eigenen „Urkunden", welchen Selbſtwiderſpruch diejenigen nicht begriffen, die von Entkräftung der nämlichen Beweismittel reden, auf die ſich Edgcumbe ſo gut wie Lovelace ſtützt. Jede Vorausſetzung des erſteren fällt fort, nachdem wir früher bewieſen, daß letzterer ſogar tödliche Waffen gegen die eigene Theſe uns auslieferte.

Byrons Vaterſchaft zu Medora Leigh iſt für Edgcumbe eine ausgemachte Sache. Wir ſind hierüber, auch über den Venedigbrief an Auguſta, der ja verſchiedene Auffaſſungen zuläßt, uns bisher nicht ſchlüſſig geworden, ſo daß man hier ein Schwanken vermuten könnte, wollen aber jetzt die größte Deutlichkeit nicht vermeiden. Alſo Byron habe 1813 oder

1814 — zur Auswahl — geprahlt, eine Frau sei von ihm schwanger und das Kind solle Medora heißen*). Der Idiot bezichtigte also sich selbst, der Kavalier gab die Ehre der Schwester preis — vor wem? Man schämt sich förmlich, diese „Zeugin" zu nennen: seine verabschiedete Mätresse Lady Lamb, die gleich nachher ein lächerliches Romanpamphlet gegen ihn losließ! Eine eifersüchtige Hysterikerin von psychopathischer Verlogenheit! Dies schlechte Frauenzimmer, dessen Zeugnis uns veranlassen würde, selbst einen von uns gehegten Glauben sofort zu kassieren, sog sich dies einfach n a c h „Medoras" Geburt rachsüchtig aus den Fingern. Denn die köstlich unbestimmte Datierung wird um so ergötzlicher, als sie schon Ende 1812 von Byron abgeschüttelt wurde, wie das Impromptu „Remember thee?" lehrt und er ihr deshalb sorgsam aus dem Wege ging, als sie ihm mit Skandalen drohte. Auf Nachwehen dieser Art bezieht sich ein Brief an Moore vom Sommer 1813, daß er in einer Patsche (scrape) stecke; die Weiber ließen einem keine Ruhe. Der frivole Zusatz lehrt, daß es sich um nichts seelisch Ernstes handelte, eine Tagebuchstelle über ein mögliches Duell stimmt dazu. Nun war aber Mr. Musters, Gatte der Jugendflamme Byrons, Mary Chaworth, schon Anfang 1813 von ihr wegen eigener Untreue, Trunksucht, Brutalität getrennt, hatte also wahrlich nicht auf Eherechte zu pochen. Trotz dieses sinnfälligen Widerspruchs dient der Brief an Moore den Edgcumbe und Genossen als „Beweis", um aus freier Hand zu erfinden, Byron habe im Juni oder Juli — nach Belieben — mit Mary irgendwo — nach Belieben — grausen Sündenfall begangen. Daß er nach früherer allgemeiner Ueberlieferung sie seit Oktober 1811 nie wiedersah, ändert nichts daran, daß das Kind Medora aus jenem beliebigen

*) Wirklich? Die Heldin im „Korsar" hieß anfänglich laut Moore Ginevra, laut Galt Francesco, erst im Druck kam der Name Medora hinzu, also kann Byron unmöglich schon 1813 von „Medora" geredet haben, und das Kind wurde schon anfangs 1814 geboren!

Sommerfehltritt ſtammte, von Auguſta aus Schweſterliebe eiligſt adoptiert, wozu der gute Ehemann Oberſt Leigh natürlich Ja und Amen ſagte! Nun iſt Kindesunterſchiebung ſtets eine kitzliche, ſchwierige Sache, vollends wenn zwei Damen der Geſellſchaft ſie unter ſich im Lichte der Oeffentlichkeit vollziehen. Dazu gehören immer zwei, und die Behauptung, Mary ſei im Januar 1814 hochſchwanger geweſen, genügt nicht, denn war auch Auguſta hochſchwanger? Sonſt hätte Medoras Geburt doch wohl ſicher Aufſehen erregt, doch meldeten ſich nach dieſer Richtung ſo wenig Zweifel, daß laut Lovelace damals ſchon von Inzeſt gemunkelt wurde, wozu nur die angebliche Geſchwiſterliebe in „Braut von Abydos" Nährſtoff lieh. Auguſta war alſo a u c h ſchwanger, wo blieb ihr Kind?

Uebrigens iſt ja die ganze Unterſchiebungstheſe nicht mal neu, ſondern, was ich bisher ſchamvoll verſchwieg, m e i n geiſtiges Eigentum. Schon 1887 führte ich in meiner „Geſchichte der Engliſchen Literatur" aus, die in England keineswegs unbekannt blieb: Medora könne adoptiert ſein, wofür einige Umſtände zu ſprechen ſchienen. Da ich Gleiches auch ſchon 1883 in einem Eſſay über Jeffersons ſo unwirklichen „Wirklichen Byron" darlegte, worüber in engliſchen Blättern ein Bericht ſtand, ſo ſcheint nicht gerade ausgeſchloſſen, daß Edgcumbe ſich dorther ſeine abenteuerliche Erfindung ſog: Medora ſei Frucht eines angeblichen Ehebruchs von Byron und Mrs. Muſters geweſen. 1897 verknüpfte ich dies mit meiner eigenen Theorie, da in ſolchem Falle ja auch das Geburtsdatum gefälſcht ſein könnte. Heute aber frage ich: weil Mackey 1869 ſo etwas berichtete und ſelber dazu ungläubige Zweifel äußerte — das ſcheint den Herren unbekannt —, und weil Lovelace es in den Kram paßte, dies ohne weiteres als bare Münze zu nehmen, deshalb ſollen wir etwas völlig Unbeweisbares ernſthaft diskutieren? Lady Byrons Intereſſe für das gefallene Mädchen ſtimmt zu ihrer Spezialliebhaberei der Gefallenenret-

tung — ſie ſtiftete ein Magdalenenheim — und ebenſo zu ihrem Verſprechen an Byron 1820, ſich ſtets „Auguſtas und ihrer Kinder" (Plural) anzunehmen. Und wenn ſie in jenem Geheimdokument das ihr zugetragene Inzeſtgerücht als Deckung und Vorwand benutzte, was doch ſelbſt den Harmloſeſten kopfſcheu machen muß, warum ſollte ſie dann zweideutige dunkle Winke in Sachen Medora nicht zu gleichem Zwecke mal wiederholt haben? Byron aber waren Vatergefühle nicht fremd, ſiehe die ergreifenden Stanzen an Tochter Adah, ſeiner natürlichen Tochter Allegra gedenkt er oft, auch in ſeinem früheren Teſtament, wo er ſie verſorgt. Vergebens aber ſucht man nach mündlicher oder ſchriftlicher Erwähnung Medoras, auch nur andeutungsweiſe, ſelbſt in der Todesſtunde ſpricht er von Auguſtas „Kindern" im Plural. Das den Leighs früher zugeſagte Legat wurde gleich abgeändert, ſobald er eine legitime Tochter hatte, und kam nie zur Auszahlung. Auguſta hatte von ihrem angeblichen übermenſchlichen Opfermut nicht den kleinſten Vorteil, ſie ſtarb verarmt. Nun bedenke man, daß ſie gerechten Anſpruch auf Unterſtützung durch Mary Muſters gehabt hätte, beſonders nach Byrons Tode, eine reiche Frau, die über ihr Vermögen verfügen konnte. Und dieſe Mutter benahm ſich ſo unanſtändig, nicht mal zum Unterhalt Medoras beizutragen?! Wohin wir blicken, Humbug und kein Ende! Was lebenslang Dunkel verhüllte, zuckte in Byrons Todesbeichte auf, doch die Namen „Mary", „Medora", die ſich von ſelbſt auf die Lippen gedrängt haben würden, hat Fletcher nicht vernommen!

Daß Auguſta ſpäter die ſündhafte Tochter verſtieß, paßt freilich nicht zu ihrem milden Charakter und würde allenfalls vermuten laſſen, daß ſie nicht ihre Mutter war. Aber bei einem Schandfleck der Familie kam ſo etwas oft genug auch bei richtigen Müttern vor und der „Vater", Oberſt Leigh, hatte doch auch ein Wort mitzureden. Die eigentlichen Tatbeſtände aber ſprechen alle logiſch dafür, daß hier gar

nichts Geheimnisvolles vorlag, daß Medora genau so Leighs Tochter war wie die anderen Kinder. Jeder Unbefangene muß es ratsam finden, sich nicht durch solche Seitensprünge von der rechten Fährte ablenken zu lassen. Mary damals „hochschwanger"? Dann erfuhr sicher auch Herr Musters davon, da man im Falle legaler Trennung den Lebenswandel zu überwachen pflegt für Scheidungsgründe; so etwas läßt sich nicht verheimlichen. Schon deshalb wäre es barer Unsinn, an ängstliche Hütung der „Ehre" Marys zu glauben, da Musters das Wesentlichste ohnehin gewußt hätte. Da er aber selbst zuvor der schuldige Teil, so stand einer Scheidung in allen Ehren mit beiderseitiger Einwilligung nichts im Wege, und Byron konnte jederzeit seine Geliebte heiraten. Das nämliche wiederholte sich ja auch später noch bei seiner eigenen Scheidung, falls Lady Byron dahinter kam und dies ihr Scheidungsgrund gewesen wäre. Mary kehrte erst 1817 zu ihrem Gatten zurück und beide Geschiedenen konnten sich sofort ehelichen, was auch materiell zu Byrons Vorteil gewesen wäre, da sie eine reiche Erbin war und hierdurch allen böswilligen Gerüchten über den wahren Scheidungsgrund der Boden entzogen wäre. Daß eine angeblich lebenslange allbeherrschende Leidenschaft nicht zu dauernder Eroberung schreitet und alle Hemmnisse überwindet, die eigentlich schon alle weggeräumt waren, paßt zu Byrons herrischen Instinkten, wie die Faust aufs Auge. Er hätte sicher die Liebesbeute an sich gerissen.

Sie selber wollte nicht, sondern zur Tugend zurückkehren, die sich ihr in Gestalt des tugendsamen Musters vorstellte? Daß sie, zwischen zwei Stühlen sitzend, heroisch und standhaft ihre Liebe überwand und das bessere Teil der Pflicht erwählte, wie Edgcumbe phantasiert, solchen Scherz ernsthaft erörtern, verlohnt sich kaum. Erstens besann sie sich noch lange Jahre auf besagte Rückkehr, was also 1814 sie nicht bewogen haben kann. Zweitens fühlte sie sich unmöglich als Ehebrecherin, da doch der skandalöse Musters zuvor der schul-

dige Teil. Drittens ſtieß ſie durch erneutes Abwenden von Byron dieſen doch eher auf die Bahn des Laſters oder in eine unglückliche Ehe hinein, und wenn ſie ihm zu heiraten empfahl (Phantaſie Edgcumbe), ſo widerſpräche dies jeder Pſychologie der Frauenſeele, da er doch ſie liebte und jederzeit heiraten konnte. Oder liebte ſie, die oberflächliche Kokette, die einſt dem „lahmen Jungen" den ſchneidigen Sportsman Muſters vorzog, auch jetzt Byron nicht trotz ihrer vorübergehenden Hingabe? Dann wahrlich verdiente ſie nicht die beiſpielloſe Rückſicht, die Byron und Auguſta ihr angeblich angedeihen ließen. Und jede Seelenverwickelung unterliegt hier dem einfachen Muttergefühl: da ſie Medora gebar, gebot ihr Mutterpflicht, das Kind zu legaliſieren.

Uebrigens berührt Moores Biographie, den wir zu Gefallen phantaſtiſcher Märchenſpinner für „eingeweiht" halten ſollen, die unglückliche Jugendliebe Byrons für Mary und deren ſpäteres Schickſal nur trocken und obenhin, ganz und gar in dem nebenſächlichen Sinne wie Byron ſelber. Eine an Mary erinnernde Tagebuchnotiz Byrons — die einzige, der wir je begegnen — druckt Moore gleichgültig ab. Auch muß jeder Pſychologe darüber lächeln, daß Byron aus rein künſtleriſchem Bedürfnis unmittelbar nach der Scheidung im „Traum" ſeine Jugendliebe urbi et orbi mitgeteilt hätte, alſo gleichſam die Oeffentlichkeit darauf ſtoßend, wenn ihm alles daran lag, nie an ſein Mary-Geheimnis zu rühren und es ſtets verborgen zu halten*)! Es ſteht dies auf

*) Wenn der Zwang poetiſcher Konzeption ihn hier verführte, als ob jene Jugendilluſion noch einen Raum in ſeinem ſpäteren Seelenleben eingenommen hätte, ſo bezeugt er immerhin auch hier ausdrücklich, daß ſeine unerfüllte Liebe ſich nie ausleben konnte. Beiläufig ſcheint mir doch pſychologiſch unmöglich, daß mir, als ich Marys Enkelin bei Noël kennen lernte, gerade, als ich meinen Roman „Der Traum" veröffentlicht hatte, nicht der kleinſte Wink über etwaige ſpätere Beziehungen gegeben wurde, wenn irgend etwas Wichtiges hier noch im Hintergrund geſchlummert hätte.

einer Stufe mit naiver Begrüßung des „Manfred" als offenes Schuldbekenntnis, während der pietätvolle Enkel ihn doch als ableugnenden Heuchler auffaßt — als ob ein Schuldiger gerade das ausſagen würde, was ſeine Feinde wünſchen! Ein Halbwiſſen Moores — denn mehr war es ſicher nicht — möchten wir freilich daraus ſchließen, daß er ſich nicht entbrechen konnte, den Rapport Fletchers über Byrons Verzweiflung im Tode wortgetreu wiederzugeben und ſogar das Gedicht „An meinen Sohn" auszugraben, das doch nur durch ſeine Indiskretion ans Licht kam, und ſogar ominöſen Fingerzeig dabei nicht zu unterdrücken. Keinesfalls aber deckte ſich, *was* er ahnte, mit Lovelaces und Edgcumbes Theſen, denn er glorifiziert die Schweſter, gleitet kühl über Mary weg, und die Eheſcheidung ſcheint ihm erſichtlich nur mit Unverträglichkeit ohne tiefere Gründe zuſammenzuhängen. Seine offenbare Unbefangenheit kontraſtiert hier vielſagend mit ſeiner krampfhaften Bemühung, Thyrza als Phantaſiegeburt zu malen, wobei zweckbewußte Abſicht durchſchimmert. Wenn Edgcumbe ſich hier auf Moore beruft und das heutige Haus Murray dies zuläßt, ſo erſcheint dies mehr dreiſt als komiſch, ſintemal gerade die große Murrayausgabe von 1853 endgültig mit Moores abſichtlicher Finte aufräumte.

Der unmöglichen Mary paart ſich ſtilgerecht eine unmögliche Lady Byron. Es verrät lächerliche Unkenntnis des damaligen Highlife, zu wähnen, die angebliche kurze Liaiſon mit Mary *vor* der Ehe hätte Lady Byron aus der Ruhe bringen können. Die Sittlichkeit ihrer eigenen Kreiſe ſtand ſo tief, daß die meiſten Paare wegen Untreue hätten geſchieden werden müſſen, Ehebrüche waren das Uebliche, und ſie wußte recht gut, daß ihre eigene Kuſine Lamb mit Byron, ohnehin im Geruch der Donjuanie, ein ſtadtbekanntes Verhältnis angebandelt hatte. Betont doch ihr Tagebuch: es ſei ihre Pflicht, ihn ſchonend auf den Pfad der Tugend zurückzuführen. Auch hat keine Gattin moraliſch und juriſtiſch

das Recht, den Mann wegen verfloſſener Verfehlungen zur Rechenſchaft zu ziehen, ſofern dieſe nicht ihre eigenen Rechte ſchmälern. Luſhington hätte ſie ausgelacht, wenn ſie ihm mit ſolchen Albernheiten kam. (Geradeſo wie bei der Clairemontfabel, die übrigens jüngſt durch M. Eimers Studie darüber erneut entkräftet wurde: ſie hat Byron in England nie gekannt.) Das beſonders Entſchuldbare im Falle Mary zu verkennen, wäre ſie die letzte geweſen mit ihrer vornehmen Geſinnung. Byron konnte nimmermehr vorausſetzen, ſie werde ein ihr geſchenktes Vertrauen mißbrauchen und Mary öffentlich bloßſtellen, die ja obendrein gar keine Gefahr lief, angeſichts des ſelber ſchuldigen Muſters. Edgcumbe aber ſah ſich bemüßigt, um ſein Märchen ſchmackhafter zu machen, das Unmögliche durch noch Unmöglicheres zu überbieten. Den Vogel unter all den Verrückten ſchießt nämlich bei ihm Auguſta ab, aus Lovelaces ſchwarzer Sünderin ſich zur Heiligen verwandelnd. Denn nun platzt die Bombe, jetzt enthüllt ſich der Clou der Vorſtellung: um Mary zu decken, nahm ſie zeitlebens den Fluch auf ſich, als inzeſtſchuldig zu gelten!

Wie entſtand wohl zuerſt im erfinderiſchen Kopfe dieſer verflucht geſcheite Einfall? Man wär' verſucht, ihn herzlich dumm zu nennen, wenn nicht das Hoſianna in Gelehrtenkreiſen uns lehrte, daß ſie gern den Köder des heilloſeſten Unſinns ſchlucken, wenn nur einer von ihrer Gilde damit angelt, während ſie ſonſt nach handgreiflichen Beweiſen ſchreien. Wir denken uns die Entſtehung ſo. Eine Ueberlieferung ſagt, Lady Byron habe mal Byrons Schreibtiſch erbrochen und dort (ſtatt erwarteter anderer Dinge) bloß Briefe einer verheirateten Frau an ihn gefunden. Möglichenfalls die paar Briefe, die Byron und Mary 1814 wechſelten. Dies ſetzte die geſtaltende Phantaſie nun ſo fort, daß ein ſpäterer Fund, den jene Haushälterin beim Erbrechen von Byrons Geheimpult machte, ſich auch auf Mary bezog, nämlich „wahrſcheinlich" auf Medoras Herkunft! Nun?

Aber nein, die Schriften überzeugten Lady Byron von — Auguſtas Mutterſchaft, daher Entſetzen, Scheidung, lebenslanges Schweigen! Iſt dies auch Wahnſinn, hat es noch Methode? Waren die Schriftſtücke wahrheitsgemäß abgefaßt, und weshalb ſollte ſie ſonſt Byron in einem Geheimpult verborgen haben, ſo mußte ja daraus klar hervorgehen, daß Medora *nicht* Auguſtas Kind war — nach Edgcumbes Theſe. Oder deuteten ſie nur auf Byrons Vaterſchaft hin, ohne daß Auguſtas Adoptivrolle ſich daraus ergab — „wahrſcheinlich", nicht wahr, daß Byron und die Schweſter noch unter ſich Verſtecken ſpielten? — dann hatte ja Lady Byron *Beweiſe*, die ſie aber *nicht* hatte, wie das Geheimſchriftſtück betont. Beiläufig fungierten die zwei Unterſchriftzeugen Wilmot und Doyle, auf deren Bluffung es berechnet, ſpäter als Vertrauensmänner Lady Byrons *und Auguſtas* bei Verbrennen der Autobiographie. Nie haben *ſie* etwas von „Inzeſt" hören laſſen, das Märchen ſtarb damals an eigener Auszehrung. Was *ſie* ſich bei Lady Byrons ſteter öffentlicher zärtlicher Gemeinſchaft mit Auguſta dachten, was vollends Luſhington? Er hätte ſie doch verachten müſſen, wenn ſie ihn vom Inzeſt als ihren Scheidungsgrund unterrichtet und gleichwohl das „Gerücht" wiederholt entrüſtet in Abrede geſtellt hätte! Er bewahrte ihr aber ritterliche Verehrung. Sicher enthielten jene geſtohlenen Schriftſtücke, nach deren Beſitznahme und Vorweiſung an Luſhington die Entſcheidung fiel, *vollſtändig andere Dinge*. Edgcumbe phantaſiert weiter: *um Lady Byron nur ja in ihrem Inzeſtwahn zu laſſen, habe Auguſta ſich nun ſelber ſchuldig bekannt und dieſe Komödie ihr Leben lang weitergeſponnen*. Sie handelte alſo geradezu ruchlos gegen ihre eigene Familie (Mutter von ſieben Kindern), an welche der Makel vielfacher geſellſchaftlicher Aechtung ſich mit hefteté, perfide gegen die zärtlich geliebte Schwägerin, ihre „beſte Freundin", deren Leben ſie ſo erſt recht verbit-

terte und zu ewigem Brüten über unheimliche Verderbnis des geliebten Genialen verdammte. Selbst Mary diente sie nicht damit, denn diese fiel in Irrsinn, wie Byrons „Traum" betont, schon 1816, und wenn Edgcumbe dies abschwächt, gibt er doch zu, daß sie sich nie mehr recht erholte und stets in halber Geistestrübung blieb — was natürlich durch deren eigene unglückliche Ehe psychopathisch die einfachste Erklärung findet. Die Lächerlichkeit, daß Erhören eines alten Anbeters durch eine von ihrem Manne wegen dessen Untreue schon getrennte Gattin um jeden Preis mit beispiellosen Opfern vertuscht werden mußte, steigert sich also noch: posthume Eifersucht auf eine arme Irre bei Lady Byron vorauszusetzen, ist um so kindischer, als das geheime Schriftstück ausdrücklich versicherte: selbst ein Inzest, da er bestimmt *vor* der Ehe passiert sein müßte, würde sie nicht zum Verlassen Byrons bestimmt haben!

Den vollsten Aberwitz erreicht die phantastische Annahme vollends durch die Erwägung, daß Augustas moralischer Selbstmord gerade den vergötterten Bruder, für den sie angeblich solchen Opfermut auf Kosten ihrer eigenen Familienehre entfaltete, furchtbar geschädigt hätte. Sie unterband so jede Aussöhnung, wie sie Byron anfangs erstrebte, und ruinierte seinen Ruf, denn Lady Byrons tödliches Schweigen über den Scheidungsgrund und ihr Abscheu vor dem Unhold wären die Folgen des Schuldbekenntnisses gewesen, das Augusta freiwillig ablegte. Doch es kommt noch besser, denn sie mußte damit direkten Verrat an Byron geübt haben, *ohne dessen Mitwissen sie verfuhr*. Er schreibt ja heftig an sie: „Was bedeuten Deine dunklen Anspielungen? Welches Geheimnis hast Du vor mir?" Verächtlich setzt er hinzu: „Was weiß die Welt und was kann sie wissen!" Dies gibt der ganzen Mythe den Todesstoß. All diese Logik wäre selbst dann ausschlaggebend, wenn Edgcumbe irgendwelche positiven Beweismittel hätte. Was aber bietet er? Leere Mutmaßungen! Im Sommer 1813 geschah der grause

Sündenfall, der nach Byrons Gewohnheit sogleich poetischen Niederschlag gefunden haben mußte? Statt dessen finden wir dort das Gedicht „Remember him whom passions power", in jeder Zeile Selbsterlebtheit atmend, worin ausführlich beschrieben, daß mit Irgendwem kein Fehltritt geschah und man sich schuldlos entsagte! Leider bleibt dieser Gegenbeweis für uns zwecklos, da wir überhaupt jedes Stelldichein mit Mary bestreiten. Die „Stanzen für Musik", Mai 1814, die auf schuldvolle Liebe anspielen, könnten gleichfalls nichts damit zu tun haben, da damals laut Edgcumbe das Verhältnis schon gelöst gewesen wäre. Ferner habe sein Tagebuch ihren Namen oft enthalten, Moore merzte ihn aus? Doch an der einzigen wesentlichen Stelle steht ja ausdrücklich: „O heiliger Name, bleibe stets verschwiegen!" Und ein andermal, wo Namen ausgemerzt, steht nur: „. . . und die Einzige Gottweißwo!" Das läßt dort nur tragischen Sinn zu, wie Manfred die Astarte beschwört: wo sie sei, in Himmel oder Hölle. Fand aber Moore fortwährend im Tagebuch den Namen Mary, so mußte er sich doch einen Vers daraus gemacht haben; seine nicht durchweg vertuschende Biographie verrät aber nicht die leiseste Spur davon. Obige Behauptung, aufs Geradewohl hingeschleudert, klingt um so wunderlicher, als Byrons wirklicher Intimus Hobhouse, dessen Memoiren seltsamerweise, wie auf Verabredung, nach neunjähriger Verzögerung gleichzeitig mit Edgcumbes Buch erschienen, gar nichts von Mary weiß. Also bewahrte Byron seinem Vertrauten gegenüber, den er zum Testamentsvollstrecker ernannte, völliges Schweigen, überlieferte dagegen sein angebliches Lebensgeheimnis, das mit Augustas Opfer verborgen werden mußte, dem unzuverlässigen Moore?! Da das Wichtigste in Hobhouses Leben sein Verhältnis zu Byron bleibt, erscheint die Zurückhaltung, die seine Memoiren sich auferlegen, geradezu unnatürlich. Das neunjährige Zögern, sie zu veröffentlichen, während schon der angezeigte Termin zur Jahrhundertwende Befremden erregt, da der im Druck

vorliegende Text nicht den geringsten Anlaß zu solcher Vorsicht nahelegt, erinnert uns daran, daß auch die Beecher-Stowe neun Jahre wartete, ehe sie mit Lady Byrons angeblicher Todesbeichte herausrückte — just 1869, als soeben der unbequeme Hobhouse starb? Steht dies in ursächlichem Zusammenhang, weil er sonst opponiert hätte, und ist es gleichfalls bloßer Zufall, daß jetzt auf einmal zugleich mit Edgcumbes Enthüllung diese bezüglich Byrons völlig farblosen Memoiren erschienen, als habe man sich hinter den Kulissen verständigt, alles Unliebsame zu streichen?

Einen erheiternden Scherz leistet sich die Edgcumbegemeinde, indem Mary ohne weiteres zu Byrons echter Kusine avanciert. Ein besonders Pfiffiger meinte feierlich, in England sei Heirat zwischen Cousin und Kusine anstößig. Da dies in keinem Lande häufiger vorkommt, als in England, da niemand an Jung-Byrons Werbung um Mary Anstoß nahm, da niemand außer dem Outsider Leigh Hunt je den Begriff Kusine auf sie anwendete, sintemal nur Byrons Großonkel und Marys Großvater etwas verwandt waren und Kusinen zehnten Grades höchstens in Schottland gelten, so steckt wohl tiefer Sinn in diesem kindischen Spiele? Ja freilich! Ein Gewisser zitierte feierlich, ich hätte schon auf Thyrza als Byrons Kusine hingewiesen, und als ich dankend ablehnte, da ich mich ja gerade umgekehrt über Jeffersons Fabel lustig machte, trumpfte jener auf: dann habe also Jefferson das Verdienst, Byrons Aeußerung zitiert zu haben, „daß Thyrza seine Kusine war!" Ein Abgrund von Unwissenheit öffnet sich hier. Trelawney behauptete nämlich, Byron habe 1823 gelegentlich geäußert: „Als ich damals England verließ, war ich umdüstert (gloomy), ich liebte eine Kusine und sie siechte dahin." Trelawny fügt in Parantheseklammer ein: „Thyrza, er war sehr sparsam mit dem Namen." Letzteres bedeutet im Englischen nur stilistische Umschreibung für: er nannte sie nie. Sonst wäre ja auch Byrons von Trelawney bezeugte Erregung, als man

ihn nach Thyrza fragte, dazu ein grober Widerſpruch. Jedenfalls ſetzt Trelawney dieſe willkürliche Vermutung aus eigener Machtvollkommenheit zu, beileibe nicht als Byrons eigene Worte. Bei Trelawnys Manier ſteter Selbſtwiderſprüche, deren er längſt von engliſchen Kritikern überführt, iſt erfahrungsgemäß anzunehmen, daß er zwei ganz verſchiedene, Byron entſchlüpfte Aeußerungen durcheinanderwirrte, ſenſationslüſtern überall nach Thyrza ſpürend, in der ſein eigener Dichter- und Abenteurerinſtinkt ganz richtig Byrons Lebensgeheimnis witterte. Eine andere wirkliche Kuſine, als das Kind Margaret Parker gab es nicht, ein Kind „liebt" man nicht, und „als ich England verließ", ruhte ſie ſchon neun Jahre im Grabe. Für die bodenloſe Oberflächlichkeit jener Leute ſteht aber ſofort feſt, daß Byron mit der „Kuſine" Mary meinte und hiermit das Urbild der t o t e n Thyrza entſchleiert ſei! Da ſie aber auch ſo mit einer ſchwindſüchtig dahinſiechenden Kuſine nichts anfangen können, ſo erklären ſie Thyrza für eine Puppe, an der Byron ſeinen Gram um die „für i h n tote, weil unerreichbare Mary" demonſtrierte! Dieſe an den Haaren herbeigezogene Albernheit wird doppelt komiſch, wenn man eine lodderige Reimerei, gleichſam eine Tagebuchnotiz, gleichfalls vom Oktober 1811, damit vergleicht, worin Byron ſein letztes Zuſammentreffen mit Mrs. Muſters ſchildert, deren „kalte Verachtung", „eiſigen Blick" er zornig verzeichnet und beklagt, daß er „dieſes Weibes Sklave" geweſen ſei. Die oberflächliche blonde Kokette glich, ebenſowenig wie der Aſtarte — „ſie glich von Antlitz mir" uſw., „ſie hatte die gleiche Luſt am einſamen Wandern, Drang nach verborgener Erkenntnis"! — wahrlich nicht einer Thyrza, um die er einen Tugendlorbeer windet. Und welchen menſchenmöglichen Sinn hätte es gehabt, all die ominöſen Einzelheiten der Thyrzalieder aus freier Hand zu erfinden? In Sachen Mary aber, als klaſſiſcher Zeuge, m e l d e t ſ i c h B y r o n ſ e l b ſ t! Daß Mary um ein Wiederſehen bat, verbürgt freilich ſein Brief vom 14. Januar

1814 an Webſter: „Sie iſt zweifellos unglücklich und, fürcht' ich, krank. Unſere lange Jugendbekanntſchaft würde meinen Beſuch nicht unziemlich machen." (Bezieht ſich natürlich auf die heikle Lage einer „getrennten" Ehefrau.) Daraus folgert man dreiſt, er habe den Beſuch wirklich gemacht. Na, wenn ſchon! Da Medora bald darauf geboren wurde, kann doch wohl dieſer Beſuch keinen Einfluß darauf gehabt haben! Beiläufig dürfte das Gemunkel von „hochſchwanger" ſich wohl zwanglos dadurch erklären, daß ſie „krank" war. Auch entgeht den biedern Pſychologen, daß Byron an einen ziemlich entfernten Bekannten die Sache gewiß nicht erwähnt hätte, wenn ſie irgendwie brenzlig ausſah: man lenkt doch nicht ſelbſt die Aufmerkſamkeit darauf hin. Doch ſiehe da! 1823 erzählte Byron gelegentlich halbhumoriſtiſch, *er habe damals ein Wiederſehen abgelehnt auf Rat ſeiner Schweſter*. Einen ähnlichen Brief aus Genua an einen Bekannten auf eine Anfrage findet man „zurückhaltend". Ja, ſchreibt denn ein vornehmer Herr von Weltruhm gleich mit ungebundenſter Aufgeknöpftheit an einen Beliebigen? Er gibt zu verſtehen, daß er von Mrs. Muſters ſeit der Jugendzeit nichts wiſſe und daß ſie jetzt wieder mit ihrem Gatten vereint ſei, „glaube ich". Ja, was ſollte er denn mehr als glauben? Daß er hier ein genaueres Wiſſen verberge, iſt eine reine Fiktion. Uebrigens verbreitet ſich der Brief auch ungeniert über ſeinen Großonkel, der Marys Großvater im Duell erſchlug, und nimmt erſteren in Schutz. Wenn ihm jede Berührung der Maryaffäre peinlich war, würde er ſich wohl ſchwerlich in ſolchen Betrachtungen ergangen haben. Ein andermal erinnert er ſich auf einem Tagebuchblatt 1821 daran, daß er Mary als Jüngling heiraten wollte und wie dann wohl ſein Leben verlaufen wäre, wobei er ausdrücklich betont, daß ſeine Liebe nie erwidert wurde — und was ſei heute das Ende! Nämlich, wie im „Traum" ausgeführt, er verbannt und geſchieden, ſie geiſtesgeſtört und gleichfalls in der Ehe gebrochen. Jeder Unbefangene

entdeckt hier nichts als volle Aufrichtigkeit. Doch zum System Lovelace und Edgcumbe gehört unbedingt die Vorführung Byrons, des kindlich aufrichtigsten Menschen, als abgefeimter Lügner. Das fiel natürlich niemandem auf, daß Byron auf jede Frage Rede stand, ob nun mit Wahrheiten oder, wie jene glauben, mit Unwahrheiten, daß er aber zweimal, 1814 und 1823, als man ihn auf Thyrza festnageln wollte, in furchtbarer Erschütterung jede Antwort weigerte und fast in Ohnmacht fiel. Da sich dies 1814 vor der Schwester ereignete, so macht schon dies dem Maryschwindel den Garaus, denn laut ihm mußte sie sehr gut gewußt haben, was Thyrza bedeute! Daß sie „im Januar 1814" ein Wiedersehen mit Mary abriet, bestreitet Edgcumbe nicht einmal. In dem Falle, den er ausklügelt, erbittet ein Gentleman sich überhaupt nicht Rat, sondern fliegt der Angebeteten zu Füßen, die er „hochschwanger" machte, das ist einfach Pflicht. Vielmehr besagt die gelegentliche Erwähnung an Webster deutlich, daß er das mögliche Wiedersehen als erstmaliges seit 1811 auffaßt. In jenem Genuabrief an Coulman, 12. Juli 1823 (Prothero), hatte er schon deshalb nichts zu bemänteln, weil niemand etwas Heikles argwöhnte. So anspruchslos wirtschaften Gelehrte mit Beweisen, so nehmen sie mit Fadenscheinigstem fürlieb, wenn einer von ihrer Gilde es verzapft. Bei anderen schreien sie womöglich nach amtlichen Dokumenten!

Den Maßstab zur Kennzeichnung seiner Methode liefert Edgcumbe, indem er triumphierend den Venedigbrief hochhält: an Mary gerichtet! Und doch lehrt jede Zeile, besonders die Inzestanspielung auf Francesca de Rimini, daß er nur der Schwester gelten konnte. „Wir haben nichts miteinander gemein als unsere Zuneigung und nahe Verwandtschaft", bedeutet nur für völlig Verblendete die sogenannte „Kusine" zehnten Grades! Wir haben Seite 150 die Möglichkeit gestreift, daß es sich bei dem Brief um Fälschung handele, gleichzeitig aber zwei-

mal dargelegt, daß ſelbſt der verfänglichſte Satz eine harmloſe Deutung zuläßt. Bei Abnormen klingt platoniſche Liebesbeteuerung auffälliger als gemeint, überſchwengliche Zärtlichkeit für das einzige Weſen, das ihm beim allgemeinen Abfall Treue bewahrte, begreift ſich, auch braucht er nie das Wort „passion", was im Engliſchen bei allem Sinnlichen üblich. Selbſt wenn alſo die durchſtrichene Anrede, deren vier Buchſtaben freilich nicht nach „Auguſta" ausſehen, lauten würde „My love", ſo bewieſe dies gar nichts, da man im Engliſchen dies Wort oft harmlos braucht. („Give her my love" ſagt man in reinem Freundſchaftsſinn.) Indem wir alſo nun die Echtheit der ſeltſamen Epiſtel nicht anfechten, betonen wir um ſo ſchärfer, daß dem Sinne nach jede Beziehung auf Mary ausgeſchloſſen. Dieſe aber, 1817 äußerlich zu Muſters zurückgekehrt, ſoll ja jede Verbindung mit Byron abgebrochen haben?! Und doch läßt der Brief auf fortdauernden intimen Verkehr ſchließen! Außerdem befand ſie ſich in halber Umnachtung. Wie unſinnig alſo die Annahme, daß Byron, dies wiſſend, an ſie ſo aufregende Worte richtete! Und den für Mary ihr überſandten Brief hat Auguſta, „in der Not ein Turm der Stärke", unterſchlagen und ſpornſtreichs an Lady Byron abgeliefert, um ſich ſelbſt zu bezichtigen — eine ehrloſe Verräterei gegen den Bruder, die ihr gleichfalls unmöglich machte, worauf Edgcumbe ſonſt Gewicht legt, ihre zweideutigen eigenen Bekenntniſſe ſpäter abzuleugnen, wenn die Zeit dazu kam! Warum trat dieſe Zeit nie ein, weder nach Byrons, noch 1832 nach Marys Tode? Warum ließ Auguſta nicht beim eigenen Tode 1852 Lady Byron die Wahrheit hören, was das Herz der beiden unglücklichen Frauen erleichtert hätte? Sie hat alſo ſowohl den Bruder als die Schwägerin verraten durch fortgeſetzte perfide Täuſchung, zu der nie ein Grund vorlag, erſt recht nicht nach Byrons Tode!! Zu dieſem Rattenkönig von Widerſinn paßt es, daß Edgcumbes Anhänger gar zu glauben ſcheinen, Edgcumbe ſelbſt habe

den Venedigbrief ans Licht gezogen aus dem Hausſchatz Murrays, der noch viel Wichtiges bewahre! Ach Gott, Lovelace verdanken wir das Dokument, da dieſer doch wenigſtens auf Urkundlichem fußte. Denn alles Gemunkel, als ob Murray noch Beweiskräftiges zurückhalte, lehnen wir ab. Wäre dem ſo, wäre er ſofort damit herausgerückt, um die Mary-Fabel zu ſtützen. Daß Byrons Verleger und Moore, „die Freunde", wie es ſummariſch heißt, die Wahrheit kannten, iſt haltloſer Humbug. Ueber Murray äußerte ſich Byron zu Medwin 1823 ſehr wegwerfend, ſeine Briefe an ihn ſind nur freundlich herablaſſend, wie er denn für Murray ſtets „Se. Lordſchaft" blieb. Moore ſtand ihm nie wirklich nahe, wie ſein lebenslanger Intimus Hobhouſe. Auch mit der verbrannten Autobiographie iſt es nichts, Lady Burgerſh, die ſie in Italien las, bezeugt ihre Unverfänglichkeit, und Byron ſchreibt an Moore: „Es ſind n i ch t Bekenntniſſe . . . ich ließ all meine Liebſchaften aus." Falls ſich etwa in internſten Kreiſen herumredete, die verbrannte Schrift habe eine ſeltſame Andeutung enthalten — vergl. Scotts Aeußerung Seite 91 —, ſo ſtreifte ſie ſicher nur die Oberfläche. Da aber der ſowohl welterfahrene als ſtrengſittliche Scott bis an ſeinen Tod Byrons Andenken liebevollſt ehrte, ſo konnte dabei weder der Inzeſt, noch eine belangloſe Liebesirrung in Frage kommen. Das nicht für fremde Augen beſtimmte Kapitel über ſein Eheleben, das er Lady Byron anbot, fand ſich nicht im Nachlaß. Es ſcheint demnach ausgeſchloſſen, daß Verlag Murray irgendwelches Geheimwiſſen verwahrt, ſonſt hätte er ſich durch ſchwere Pflichtverſäumnis an Byrons Andenken verſündigt. Statt Lovelace ſofort entgegenzutreten, wartete man deſſen Tod ab, was auch inhuman wäre, da der Arme ſo im Glauben an die Familienunehre ſtarb! Hier verſtecken wir freilich doppelſinnig zweideutige Ironie, denn meines Wiſſens müßte ſein Archiv noch andere Dinge enthalten, von denen nie etwas verlautete, und Edgcumbes Scheinargumente hätten ihn wohl weidlich amü-

ſiert, da er ſicher nach ganz verſchiedener Richtung etwas fürchtete. Dieſen Streich hätte er wohl aus ſeinem Archivarſenal pariert, darum nahm man den Fehdehandſchuh erſt gegen den Toten auf, gewiß aus ſehr löblichen Gründen beim ererbten Vertrauensverhältnis Murrays zu Byrons Nachlaß, ſubjektiv gutgläubig, doch objektiv nur mit einem flüchtig verpuffenden Blender.

Auf dieſem frei in der Luft hängenden, aus lauter Strohhalmen erbauten leeren Gerüſt, reinem Hokuspokus für gelehrte Gaffer, blitzt nur einmal ein Licht auf: nämlich, daß Auguſta nie brieflich ſich direkt anklagt, ſondern ſtets indirekt von einer „unglücklichen Perſon" redet, was Lady Byron blindlings als Selbſtbezichtigung aufgefaßt habe. Die energiſche, kluge, gewiſſenhafte Frau ſollte ſich mit ſolcher Zweideutigkeit begnügt haben, wo doch ihr Gewiſſen Klarheit fordern mußte? Wieviel verſtändlicher wird dieſer Briefwechſel voll dunkler Andeutungen, wenn man es einfach ſo lieſt, wie es wirklich daſteht: beide reden wirklich von einer dritten Perſon, einer großen Unbekannten, die hinter den Kuliſſen als Hauptfaktor mitſpielt, beide reden für einander verſtändlich über ein Geheimnis, das ſie miteinander haben und das vorerſt Byron nicht teilen, deshalb auch nicht nach England zurückkehren darf. Nicht als reuige Sünderin, ſondern als untrennbare Genoſſin liefert die Schweſter alle Briefe Byrons aus. Behauptete er nicht ſchon am Schluß des Ehejahres, ſeine beiden Damen hielten gegen ihn zuſammen unter ſeinem eigenen Dache? Es wird ausdrücklich angedeutet, daß ſie ſeine Unvorſichtigkeit fürchteten. Weshalb denn? Ob man ihn je ganz aufklärte — in Lovelaces Archiv, ſoweit er es auskramt, klafft auf einmal eine große Lücke, hier ſchweigt des Sängers Höflichkeit —, ob man ihm das Schlimmſte verſchwieg? Offenbar glaubt „Manfred" noch an „Aſtartes" Tod. Die Nämlichen, die treuherzig ans Sinnloſeſte glauben, fragen uns ſpöttiſch, ob Byron über Thyrzas vermeintlichen Tod je im Unklaren geblieben ſein

könne. Als ob man damals ſo genaue Polizeiliſten und Standesregiſter geführt hätte, als ob geheime Ehen und anonymes Sterben oder falſche Todesangaben nicht damals in England häufig genug vorgekommen wären! Man hat Byron offenbar getäuſcht, und er unterließ, ſich zu vergewiſſern — um nicht alte Wunden aufzureißen: „Ich will nicht fragen, wo du ruhſt.“ Wer an Kindesunterſchiebung zwiſchen zwei vornehmen Damen im vollen Lichte der Geſellſchaft glaubt, ſollte ſich doch ſolch müßige Skepſis ſparen. Wie es Bände ſpricht, daß in der Todesbeichte, wo er die volle Wahrheit bekennen wollte, die Namen Mary-Medora überhaupt nicht vorkommen, ſo ſollte man umgekehrt kaum für möglich halten, daß alle ſogenannten Byronforſcher dies von Moore kaltblütig abgedruckte Dokument ohne jeden Kommentar ließen, weil ſie nichts damit anzufangen wußten. Und wie reimt ſich Byrons Erſchauern, wenn man ihn an Thyrza erinnerte, zu fiktiver Umſchreibung? Wohlgeſpielte Komödie? Ja, ſo geht es: man hat unerhebliches Scheinmaterial, flugs ſteht eine Theſe da, ſtößt aber gleichzeitig auf lauter gegenteilige Aeußerungen und Handlungen Byrons — und ſofort überſchreit man ſie: Gewohnheitslügner! Alle, die ſeine Aufrichtigkeit rühmten, logen natürlich auch. Weil jede Aeußerung — z. B. „Vergangenheit“, „lange vor dieſer Zeit“, konnte er nicht 1815 über angeblich 1813/14 Geſchehenes ſagen! — glänzend zu unſerer Theorie, doch zu jeder anderen überhaupt nicht paßt, darum muß Byron ein Schwindler geweſen ſein? Das nennt ſich wiſſenſchaftliche Methode!

Wenn aber alle ſonſtigen Theorien — die frühſten, Lady Byron ſei eine unverſtändige Gans geweſen oder hätte an Zwangsvorſtellungen phariſäiſcher Splitterrichterei gelitten, bezeichnen den äußerſten Tiefſtand der Unwiſſenſchaft — eine nach der anderen zerrinnen, ſo wird man wohl geſtehen, daß unſere Theorie allein ſtichhält. Laut Lady Bleſſington ſprach Byron fortwährend von ſeiner getrennten Gattin, ſie

kam nie aus ſeinen Gedanken, er pries ſie 1823 in allen Tonarten, betonte ſogar ihre phyſiſche Anziehungskraft (I liked her looks). Haltloſe Verunglimpfung einer edeln Toten ahndet man am beſten durch Byrons eigene Worte in ſeiner Abwehr des Blackwoodpamphlets: „In ihrem Fühlen hat ſie mich ſicher längſt gerächt, denn was immer ihr Motiv war, nie ſtellte ſie ſich vor, wie man den Vater ihres Kindes mißhandeln werde, den Gatten ihrer Wahl.“ Hiermit betont er alſo ausdrücklich eine Neigungsehe, gemäß ihrem eigenen Ausſpruch „eine Neigung, zu tief, um raſch überwunden zu werden“. Und doch unerbittliche Unverſöhnlichkeit? Wußte ſie im voraus, die Welt werde ihre Partei nehmen, als ſie ihre geſellſchaftliche Exiſtenz aufs Spiel ſetzte, ſich den bewunderten Gatten, ihrem neugeborenen Kind den Vater raubte? Tobte man nicht gleich darauf gegen ihren Verfolgungswahn, der ihn England entfremdet habe? So wagte und opferte ſie alles wegen irgendwelcher verfloſſenen und vergeſſenen Irrung Byrons, für die ſie nicht mal Beweiſe hatte? Das Unſinnige tritt bei Edgcumbe noch ſtärker hervor als bei Lovelace. Auch Byrons Eheſchließung wäre unerklärlich, wenn er damit nur ein anderes Verhältnis verbergen wollte. Da wäre die kluge ſelbſtbewußte Miß Milbanke gerade die Ungeeignetſte geweſen, die er doch ſchon zuvor gründlich kannte. Ging er widerwillig eine konventionelle Ehe ein? Nein, er heiratete nach längerer Werbung, die ſogar eine Abweiſung überſtand, gegen Wunſch und Rat ſeiner Freunde, das Weib, deſſen Geiſt und Charakter ihm beſondere Hochachtung einflößte. Materiell hätte er viel beſſere Partien machen können, da ſie ihm mehr ferne Erbſchaftserwartungen zubrachte als augenblickliche Mitgift, die er hochnötig hatte. Ein Brief aus dem Honigmond geſteht jovial, er ſei in ſeine Frau verliebt, und doch ergießt er ſchon im März 1815 tiefſte Bitternis in dem Gedicht: „Die Welt uns keine Freude gibt, die ſie nicht wieder nimmt“, worin er beweint, „was hin für immerdar“.

Wenn er bei der Trauung ſich höchſt auffällig benahm, totenbleich und „zitternd wie Eſpenlaub", ſo ſtimmt ſolche Hyſterie nicht zu ſeiner hohen Männlichkeit kühlen Mutes. Es ſtak alſo in der Zeremonie etwas, was ihn mit Schrecken erfüllte. Ein Schatten der Vergangenheit ließ ſich nicht abſchütteln und führte zuletzt zu jenem Selbſtmordverſuch, den ſie als Wahnſinnsſymptom ausſpielen ließ, mit der unwiderſprochenen Behauptung, „die ihm nächſtſtehende Perſon" (Auguſta) habe dieſe Meinung geteilt. Wenn er widerſtrebend in die Trennung willigte und jede öffentliche Erklärung über Lady Byrons Schweigen ſcheu zurückzog, dann vier Jahre lang die Welt mit tobendem Trotz erfüllte, weil ſie anſcheinend auf dem Inzeſtgerücht fußte, dann aber ſein Grimm verraucht und ritterlicher Ehrerbietung vor der gekränkten Gattin Platz machte, wie will man dies mit anderem als mit unſerer Theorie zuſammenreimen! Daß er 1820 Beſtimmtes erfuhr, ſteht nun unwiderleglich feſt nach dem Satze: „*Vor fünf Jahren, warum ſchwiegſt du damals?*" Nur verſtockte Verblendung könnte dies auf den Inzeſtwahn beziehen, über den man ja keineswegs geſchwiegen, den er ſo zornig als Grund ſeiner Erbitterung gegen ſie betont hatte. Oder enthüllte ſie ihm etwa, ſie wiſſe um ſeine Mary-Affäre, wozu ganz England gelacht haben würde: der Berg gebiert eine Maus?! Da hätte er ihr gewiß nicht Verſtändnis für ihr Recht entgegengebracht, wegen ſolcher Lappalie ſein und ihr Leben zu zerſtören!

Wenn die Welt jene tieferen Bezüge der Manfredbeichte nicht ahnen konnte, ſo entſprach ihr doch auch ſonſt der immer wiederkehrende düſtere Inhalt ſeiner poetiſchen Selbſtenthüllung. All ſeine Heldinnen ſterben an ihrem Geliebten. Lady Byron aber ſetzte er ein unvergängliches Denkmal in Sardonapals Gattin Zarina. „Vielgekränkte! . . Glaube, daß niemand deine Tugend mehr verehrte, obſchon ich ſie nicht zu benutzen wußte . . . Ja, dies muß ich leiden, der nie mit Willen einem Menſchenherzen Pein zufügte! . . . Sie

liebte mich und ich ſie." Aber ſein Auge haftet eben ſtets an dem ſchwarzen Ring: „Meiner Thyrza Pfand in beſſeren Tagen, wie anders ſchauſt du mich an in der Trauerfarbe! Du bitteres Verlöbnis!" Trelawny berichtet ja, wie er auf der Ueberfahrt nach Miſſolunghi unvermittelt Byron mit der Frage überfiel: Wer war Thyrza? Der heiter Plaudernde erhob ſich leichenblaß, ſchloß ſich ſtumm in ſeine Kajüte ein und kam einen Tag lang nicht zum Vorſchein. Zum Schluß noch folgende Logik: Da die Unbekannte von 1806 bis 1809 feſtſteht, warum blieb ſie für die Forſchung wie vom Erdboden verſchlungen? Iſt irgendwie denkbar, daß ein Weſen, das eine ſolche Hauptrolle in Byrons Jugend ſpielte, ſich ſpäter nie mehr gemeldet haben ſollte, als ſein Ruhm zwölf Jahre lang Europa überſtrahlte? Es ginge nicht mit rechten Dingen zu, wenn ſich die weibliche Eitelkeit nicht mindeſtens nach Byrons Tode hervorgewagt oder wenigſtens die erregte Neugierde der Nachforſchung befriedigt hätte. Ebenſo unmöglich ſcheint, daß Byron bei ſeiner Rückkehr ſie nie wieder aufgeſucht und ſie überhaupt nie mehr erwähnt hätte. Demnach verſchwand ſie *abſichtlich*, nachdem ſie *für ihn* angeblich 1811 ſtarb. Alſo laſſen die Thyrzalieder keinerlei andere Beziehung als die auf die große Unbekannte zu, was wir ja ohnehin ausführlich bewieſen. Wer danach an tragiſcher Wirklichkeit zweifelt, dem iſt nicht zu helfen.

UNIVERSITY OF CALIFORNIA LIBRARY,
BERKELEY

THIS BOOK IS DUE ON THE LAST DATE
STAMPED BELOW

Books not returned on time are subject to a fine of 50c per volume after the third day overdue, increasing to $1.00 per volume after the sixth day. Books not in demand may be renewed if application is made before expiration of loan period.

OCT 17 1928

NOV 12 1928

50m-7,'27

YC 16148

483885

UNIVERSITY OF CALIFORNIA LIBRARY